



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 1 January 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, January 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

1

Köln, 15. Januar 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Foto: Gunvor Betting



...denn es wird uns nichts geschenkt

Foto: Hans Rudolf

Von Ludwig Rosenberg

Wer am Ende eines jeden Jahres die Aufgabe hat, einen Artikel über die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Aspekte des vergangenen und des kommenden Jahres zu schreiben, und wer das aus der Sicht der Gewerkschaften tun muß, steht immer wieder vor der gleichen Frage: Wie kann er endlich erreichen, daß Tatsachen als solche allgemein anerkannt werden, daß das Bemühen um die Wahrheit nicht zweckbedingten und gezielten Lügen weichen muß, daß nicht immer wieder die als unwahr entlarvten alten Märchen und Greuelgeschichten als sogenannte Argumente gegen besseres Wissen der Öffentlichkeit „verkauft“ werden. Nicht umsonst kehrt in unseren Neujahrsartikeln die Forderung wieder, jedem Bürger schon auf der Schulbank das Einmaleins der Wirtschaftspolitik und Wirtschaftswissenschaft beizubringen – weil es dann unmöglich wäre, in beleidigend primitiver Aufmachung dem Volke immer denselben Unsinn als wirtschaftspolitische Weisheit anzubieten. Man weiß offenbar sehr wohl, warum man bisher dieser Forderung nicht entsprochen hat: Dummheit und Unwissenheit sind die besten Verbündeten der Gegner sozialer Gerechtigkeit und der Verteidiger unberechtigter Privilegien.

Beschämend

So mußten wir uns in den vergangenen Jahren und zu dieser Jahreswende wieder gegen die einseitige Darstellung wirtschaftlicher Zusammenhänge wenden, gegen die Übertreibung des Einflusses von Löhnen und Gehältern auf Preisniveau und Geldentwertung, gegen primitive Schwarzmalerei und das alberne Spiel mit dem Schwarzen Peter der Schuld. So müssen wir uns wieder gegen die halben Wahrheiten wenden, die die schlimmsten Lügen sind, gegen das, was man bewußt verschweigt, und das, was man – für jeden Wissenden erkennbar – unverantwortlich verdreht und entstellt. Gegen Unterstellungen und angebliche Pläne, die wir niemals vertreten haben, gegen Gefahren, die nicht existieren, und Behauptungen, die nie aufgestellt wurden.

Es ist beschämend, daß Menschen, die in einer Demokratie verantwortlich an führenden Stellen tätig sind, sich auf dieses Niveau begeben müssen, gezwungen von ihren sogenannten Partnern. Es müßte eigentlich Pflicht aller sein, diesen widerlichen Teufelskreis zu durchbrechen und sich – wenn schon notwendig – um jene Dinge zu streiten, die es wirklich wert sind, diskutiert zu werden. Es ist unverantwortlich, dem Volk dieses unwürdige und unaufrichtige Gezänk als politische und wirtschaftliche Diskussion anzubieten. Wir haben alle eine Verantwortung, der wir uns nicht entziehen dürfen, und das ist die für die Glaubwürdigkeit demokratischer Auseinandersetzung. Was soll man dazu sagen, wenn man so „argumentiert“, wie das immer wieder geschieht: Wenn man von Verschönerung spricht und ein Sachverständigengutachten nur deshalb ablehnt, weil es irgendwo bestätigt, daß die Gewerkschaften sich vernünftig verhalten haben. Wenn man



empört das Gutachtergremium deshalb ablehnt, weil keine Regierung „sich eine solche Kritik gefallen lassen kann“ (wie Rechtsanwalt Stein vom BDI erklärte). Was soll dann wohl die Verschönerung für einen Sinn haben, wenn sie nicht auch die Regierung kritisieren darf? Wenn man bei mehr als einer Million Gastarbeiter und mehr als 600000 offenen Stellen die Menschen mit angedrohten „Massenentlassungen“ graulich machen und Lohnforderungen „abwehren“ will?

Ist das die Verschönerung, die man fordert? Ist das die „Partnerschaft“, von der man dauernd spricht? Ist dies das Verantwortungsbewußtsein, das man dauernd bemüht? – Nein, das ist erbärmliche, kleinkarierte und unwürdige Stimmungsmache – nichts sonst! Das ist genau die Art und Weise, wie sich der Klassenkämpfer mit Ballonmütze den Kapitalisten mit Zylinderhut und dicker Zigarre vor hundert Jahren vorstellte. Das ist finsterste Mottenkiste.

Warum verschweigt man es – denn das sagt man nur in geschlossener Gesellschaft, und es erscheint, wenn überhaupt, nur auf den Wirtschaftsseiten der Fachpresse –, daß einer der entscheidenden Gründe der Schwierigkeiten der Stahlindustrie darin liegt, daß unsere ausländischen Konkurrenten billige amerikanische Kohle oder billiges russisches Öl zur

Fabrikation einsetzen? Warum wird nicht gesagt, daß unsere Investitionen im Ausland seit 1961 sich verdoppelt haben und daß der Anteil der chemischen, der Stahl- und der Elektroindustrie dabei mehr als die Hälfte ausmacht? Warum wird nicht klargestellt, daß in vier Jahren 67 Länder auf dem Weltstahlmarkt konkurrieren werden gegenüber 51 Ländern heute? Warum wird nicht klar – ebenso klar wie bei den Löhnen – dargelegt, daß das und vieles andere selbstverständlich zur Verschlechterung auch unserer Konkurrenzlage beitragen muß?

Ungereimtheiten

Warum wird fast ausschließlich von den Löhnen geredet? Warum wird nicht sehr viel klarer gesagt, als das gelegentlich in einem Nebensatz geschieht, daß die tatsächlich und freiwillig gezahlten Löhne weit höher als die Tariflöhne sind, und warum ist man nicht bereit, die Spanne zwischen den Tariflöhnen und den Effektivlöhnen zugunsten der Tariflöhne zu vermindern?

Warum beschwert man sich lautstark über die Steigerung der Einfuhren bzw. die Verminderung unseres Exports, wenn man sich jahrelang über die Exportüberschüsse beklagt hat und auch heute noch eine Politik betreibt, die bewußt zu diesen Konse-

quenzen führt? Wenn die Politik der Bundesbank richtig ist, dann sind diese und andere Konsequenzen gewollt. Man kann den Kuchen nicht aufessen und ihn gleichzeitig aufbewahren wollen.

Unendlich beinahe könnte man diese Kette von Ungereimtheiten fortsetzen, die mit beneidenswerter Unbekümmertheit und im Vertrauen auf die Dummheit und Unkenntnis der Menschen täglich mit dem Pathos des fachkundigen Wirtschaftsfachmanns verbreitet werden.

Wie kann man mit großem Aufwand von der Unternehmerinitiative sprechen, wenn dort, wo wirklich Risiko in Frage kommt – in Entwicklungsländern –, die meisten Geschäfte nicht ohne Hermes-Garantie, also Verlustdeckung durch den Steuerzahler, gemacht werden. Die Kaufleute der Hanse, wirkliche Unternehmer, haben diese Art von Sozialisierung der Verluste nicht gekannt.

Können wir hoffen, daß diese Art von „Verschönerung“ und diese Form von „Partnerschaft im Schwarzen-Peter-Spiel“ einmal einer vernünftigen Auseinandersetzung Platz machen wird? Schön wär's! – Man soll die Hoffnung nicht aufgeben.

Wir sagen am 1. Januar des Jahres 1966 erneut allen, die es angeht: Die Gewerkschaften waren und sind bereit, ihren Teil der Verantwortung und der Last an der Erhaltung und

Die Strauß-Show

Mehrung des Wohlstandes von Volk und Wirtschaft zu tragen, solange und soweit auch alle anderen Gruppen und Instanzen unseres Volkes und Staates das Ihre voll und uneingeschränkt dazu tun.

Wir waren und sind bereit, uns in jede vernünftige Regelung einzuordnen, die für alle ohne Unterschied gilt.

Wir waren und sind bereit, an den für diese Vorstellungen notwendigen Vorarbeiten, mittel- und langfristigen Planungen mitzuarbeiten – denn ebenso wie im Betrieb, geht es auch im Staat nicht ohne solche Vorausschau und ohne solche Planung. Wem das Wort Planung nicht gefällt, der erfinde ein anderes: An der Sache ändert sich dadurch im Betrieb nichts, wo das täglich geschieht, und auch nicht im Staat, wo es immer dringlicher wird.

Zu alledem waren und sind wir heute genauso bereit, wie wir es immer waren. Aber uns genügt es nicht, wenn man uns sagt, daß auch die anderen sich schon vernünftig verhalten werden, wenn wir alles das tun. Hier kann es keine Moral mit Notausgang geben: Entweder folgen alle dem gemeinsam erarbeiteten Plan – oder die Sache ist gescheitert, bevor sie begann. Auch diese Feststellung gehört zur ehrlichen Diskussion, denn in dieser Sache darf niemand den anderen betrügen.

Wir wissen, daß auch bei aller Sachlichkeit und gutem Willen tatsächliche Macht nicht ohne Einfluß ist. Man mag das bedauern, man wird es niemals ändern. Es kommt nur darauf an, daß Macht nicht mißbraucht wird. Wir haben unsere Macht in dieser Konjunkturlage nicht mißbraucht. Wer anderes behauptet, mag es beweisen.

Nichts geschenkt

Wir glauben, daß ein Gleichgewicht der Macht der verschiedensten Gruppen das Wesen der Demokratie ausmacht. Deshalb sind wir gegen Drohungen und Erpressungen vor Wahlen, nach Wahlen und überhaupt. Deshalb sind wir aber auch der Überzeugung, daß wir auch unsere Macht in die Waagschale der Entscheidungen zu werfen haben – genau wie alle anderen Gruppen unseres Volkes das tun.

Deshalb rufen wir an diesem Jahresbeginn unsere Kolleginnen und Kollegen, unsere Arbeiter, Angestellten und Beamten und unsere Gewerkschaftsjugend auf, sich für die kommenden Auseinandersetzungen zu rüsten. Wir sind 6,5 Millionen. Jede Million neuer Mitglieder verleiht uns mehr Kraft, unseren sozialpolitischen, wirtschaftspolitischen und politischen Vorstellungen Gewicht und Beachtung zu verschaffen. Macht ist nicht alles. Recht ist viel mehr. Recht ohne Macht aber ist zuwenig – denn es wird uns nichts geschenkt. Auch nicht im neuen Jahr!

Unter diesem Titel veröffentlichte Hans Gerlach im „Kölner Stadt-Anzeiger“ vom 1. Dezember einen Artikel zum zweiten Tag der Bundestagsdebatte über die Regierungserklärung. Gerlach schrieb u. a.:

Strauß also spielte den Biedermann oder – gespenstischer Gedanke – war es vielleicht sogar nach eigener Überzeugung und nach Überzeugung seiner Fraktion, nicht nur der CSU übrigens. Ihr Beifall erweckte jedenfalls den Eindruck, daß man sich doch sehr freute über diesen Mann da oben, über seine Argumente, seine Geistesgegenwart, seine Geschicklichkeit, Richtiges und Halbrichtiges zu mixen zu einem eingängigen, gut gewürzten Brei. Das gute Gewissen, die weiße Weste des deutschen Stammtischbürgers, stand da oben in Person und pochte auf sein Recht, als ob nichts gewesen wäre. Nicht nur keine Spiegel-Affäre, kein Fibag-Skandal, sondern auch keine leidvolle, schreckliche, verbrecherische Vergangenheit. Und als ob – bewahre – auch niemals ähnliches wieder zu befürchten wäre von den braven Deutschen, von dem braven Strauß.

Verbrechen – ja, die gab es natürlich, aber bei den anderen doch auch! Schuld am zweiten Weltkrieg, die gab es natürlich; aber welch ein Unfug, von daher auch auf den ersten Weltkrieg zu schließen! Und dann die



Hetze des Ostens, leider gespiegelt auch hierzulande, deren alleiniger Zweck nach Strauß es ist, die Bundesrepublik zu isolieren. Da war es wieder, nun auf der Parlamentstribüne des freien Deutschlands, das nach der Meinung Straußens und vieler anderer allein die Deutschen vertreten soll, da war es wieder: das Selbstmitleid, in Blindheit umschlagend, die nicht spürt, wieviel mehr als alle bösen Worte von draußen die eigene Arroganz, die Beschränktheit und der Mangel an Einsicht und Ehrlichkeit beitragen zur Isolierung der Deutschen und der Bundesrepublik –

Mit Kommunisten diskutiert man nicht?

Von Klaus Jelonck

Wir sind im vergangenen Jahre der deutschen Einheit wiederum um keinen Schritt nähergekommen – obwohl sie ja nach den Beteuerungen unserer Oberen „Hauptaufgabe“ ist. In ihrem Tätigkeitsbericht für 1965 sagt die Bundesregierung, wer schuld daran trägt: die Sowjetunion. Deren harte und unnachgiebige Haltung habe alle Bemühungen um Fortschritte in der deutschen Frage scheitern lassen. So ist das alle Jahre wieder. Es regt kaum noch jemanden auf. Genausowenig wie die Verkündung, man werde im neuen Jahr alles daransetzen, um ...

Aber wo sind denn eigentlich, so wird man fragen dürfen, die „Bemühungen“ sichtbar geworden? Im ewigen Fordern einer „wirksamen Deutschland-Initiative mit Substanz“ – gerichtet an die Westmächte? Oder etwa im Drängeln nach atomarer Mitwirkung? Vielleicht im Beweinen des SED-Planungschefs Apel, der Selbstmord beging, weil Herr Ulbricht und die Sowjets so böse sind? Nichts ist getan worden, um die Fronten des Kalten Krieges aufzulockern. Weit und breit war nichts zu merken von einem auch noch so bescheidenen Versuch, den liberalen Kräften in der Zone – und Apel war ja doch keine einsame Erscheinung drüben – vom Westen her eine Chance zu geben. Zu Weihnachten haben die Mauerpolizisten Probst Grüber nicht nach Ostberlin passieren lassen. Den Kalten Kriegern bei uns ist das sehr gelegen gekommen. Sie können sich nun hinstellen und sagen: „Da habt ihr's – mit den Brüdern drüben ist eben nichts anzufangen.“ Natürlich ist die Zurückweisung Grübers Ausdruck einer unverändert anti-libera-

len Haltung. Doch wen wundert das? Ulbricht ist immer noch der starke Mann. Und er wird es bleiben, solange wir nichts tun, um die Gegenkräfte in der SED zu ermuntern.

Natürlich sind die Gegenkräfte der Kommunisten. Aber mit Kommunisten redet man nicht! Man will mit ihnen nichts zu tun haben, fürchtet sie wie der Teufel das Weihwasser. Als ob es nur des Zuwartens bedürfte, bis die Oppositionellen drüben die weiße Fahne hissen, die SED geschlossen in die CDU/CSU überführen und ihre Bereitschaft zum Eintritt in die NATO erklären!

Die Superdemokraten in der Bundesrepublik scheuen die Auseinandersetzung mit den Kommunisten. Sie scheuen sie auch dann, wenn die Kommunisten herübergefahren kommen. Und rufen nach dem Staatsanwalt. Man erinnert sich an den Fall des Ostberliner Chefredakteurs Grassnick: Er wurde wegen seiner Kommentare im Ost-Rundfunk als Staatsgefährder verhaftet. Man erinnert sich an die Zonenjugendlichen, die zu einer „Begegnung junger Arbeiter“ nach Oberhausen kamen: sie wurden festgenommen, leibesvisitiert und schleunigst über die Grenze geschoben.

Unsere Staatsschutzgesetze verlangen das so. Wer aus der Zone nicht ganz „privat“ kommt, wer etwa nur einer zonalen Konsumgenossenschaft angehört – der kann schon wegen Staatsgefährdung bestraft werden. Reist ein Bundesbürger nach drüben und läßt sich in ein Gespräch mit einem SED-Funktionär verwickeln, dem kann, wenn er Pech hat und einen albern Denunzianten dazu, das passieren: Einsperrung und Anklage

von ihren Gegnern nicht nur, sondern gerade auch von ihren Freunden.

Aus solchem Geist, aus solchem Verhalten kann kein anderes Programm folgen als das, was Strauß skizzierte. Mit der nationalen Einheit Deutschlands an der Spitze und der Arbeit für den Frieden der Welt am Ende. Mit einem geeinten Europa samt Atomkraft, von dem das wiedervereinigte Deutschland ein Teil und natürlich automatisch der stärkste sein soll. Mit einem Deutschland also, das, erfüllt von diesem Geist, weder vom Osten noch vom Westen akzeptiert werden wird und auch nicht akzeptiert werden kann.

Strauß ist heute gewiß nicht der Repräsentant dessen, was die Koalition, und nicht einmal dessen, was seine eigene Fraktion will. Doch solange er wirken darf, solange man sich von ihm nicht eindeutig distanziert (und dazu gibt es gar keine Anzeichen), solange außerdem manche seiner Freunde dem Stil und gelegentlich sogar den Worten nach sich als Kinder des gleichen Geistes geben – so lange verkörpert Strauß für unsere Umwelt, feindliche wie freundliche, das Schreckbild des Deutschen, den man zu fürchten hat.

Leider muß man sich angesichts mancher Äußerungen unserer Politiker schon fragen, ob nicht auch die Deutschen selber ernstlich Anlaß zu solcher Furcht haben.

wegen „verräterischer Beziehungen zu einer fremden Macht.“

Haben wir das nötig? Müssen wir so ängstlich sein? Ist unser demokratisches Selbstbewußtsein so wenig gefestigt? Seit Jahr und Tag artikulieren unsere Politiker – bis hin zum ehemaligen Generalbundesanwalt Güde – ihr Unbehagen am politischen Strafrecht, das 1951 aus der Hysterie des Korea-Krieges geboren wurde. Bislang aber sitzen wir noch auf ihm fest. Polizei, Verfassungsschutz und Staatsanwälte verteilen ihre Kräfte in der gesetzlich verordneten Jagd nach Harmlosen – und haben kaum Zeit, sich um wirkliche Spione und Agenten zu kümmern.

Es soll nun endlich anders werden. Die SPD hat im Bundestag einen Gesetzentwurf zur Renovierung des politischen Strafrechts eingebracht. Bald zu Anfang des Jahres wird das Parlament den Entwurf in erster Lesung beraten. Was dabei herauskommt, läßt sich noch nicht sagen. Auch die Regierung weiß, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann. Allerdings scheint sie mehr Wert auf die Auflockerung des Strafverfolgungszwangs zu legen als auf eine Änderung des materiellen Rechts. Die SPD hat schon vor diesem Weg gewarnt. Es besteht die Gefahr des politischen Mißbrauchs, wenn es in das Ermessen einer Behörde gestellt ist, ob sie einen verfolgt oder nicht. Wird es nun endlich zum oft genug geforderten Zeitungs austausch mit der Zone kommen? Er sei für „wechselseitige geistige Auseinandersetzung“ hat jetzt nach den Sozialdemokraten auch Vizekanzler Mende gesagt. Es wird in der Tat höchste Zeit ...



Afrika-Party in Krefeld



An der Limonadenbar



Was wollt ihr denn mit den Bleistiften, den Schreibheften, den Linealen, den Radiergummis und den anderen Sachen, die ihr da einpackt? So könnten manche Eltern in Krefeld ihre Kinder an einem Abend im November gefragt haben. Nun, die jungen Leute gingen zu einer Afrika-Party in das Heim der Gewerkschaftsjugend. Und dort legten sie die kleinen Sachen hin und legten daneben noch ein Eintrittsgeld. Sonst ist der Eintritt frei, aber diesmal bekam das Geld ja einen besonderen Sinn. Schreibsachen und Geld gehen weit, weit weg in den Kongo zu Flüchtlingen, die aus der portugiesischen Kolonie Angola flüchten mußten. Es fehlt ihnen an den einfachsten Dingen. Viele junge Flüchtlinge können nicht lesen und schreiben, aber sie sollen es lernen. Ihre Betreuung hat die deutsche Gewerkschaftsjugend übernommen und dafür die Angola-Spende eingerichtet. (Auch deine Spende, lieber Leser, ist willkommen.) Die Mädchen und Jungen in Krefeld hatten in ihren Gruppenabenden schon viel über die Entwicklungsländer gehört, hatten viele Leute in ihrer Stadt nach ihrer Stellung zur Entwicklungshilfe gefragt und waren zu dem Schluß gekommen, daß die Jugend sich allenthalben am aufgeschlossensten zeigt.

Und dann kam der Gedanke der Afrika-Party. Sie machten Masken, sammelten Fotos, Zeitungsausschnitte, machten Bastbehänge, zeichneten Bilder und eine Karte von Afrika und schmückten damit ihre Räume im Gewerkschaftshaus. Und dann kamen zur Party fast 200 junge Menschen. Es wurde ein schöner Abend. Sie saßen zusammen an der „Elefantetränke“, in der Geisteroase, im „Wildreservat“, aber meist waren sie im „Tanzkral“. Wir unterhielten uns mit einem jungen Kongoleser, der in Deutschland Studien über Druckverfahren macht und in seiner Heimat später eine Druckerei gründen will. Er ist gern hier und war des Lobes voll über die Kollegen und die Bevölkerung. „Noch nie habe ich ein böses Wort gegen mich gehört. Alle sind voll Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft.“ Auch der junge Tunesier, der das Elektrohandwerk lernt und bald in seine Heimat zurückfährt, hat nur gute Erfahrungen gemacht. Die deutsche Sprache haben sie inzwischen beide fließend gelernt. Bald werden sie in den Krefelder Gruppen der Gewerkschaftsjugend über ihre Länder sprechen.

Es gab nur Cola und Limonade, aber die jungen Menschen, die gekommen waren, hatten selbst im engen „Tanzkral“, wo sie sich auf die Füße traten, eine gute Stimmung. Mal was Neues! Hier war es. Kleiner Akt der Solidarität. Viele solcher Akte sollte es geben, denn sie sind so viel wichtiger als all die großen Worte.

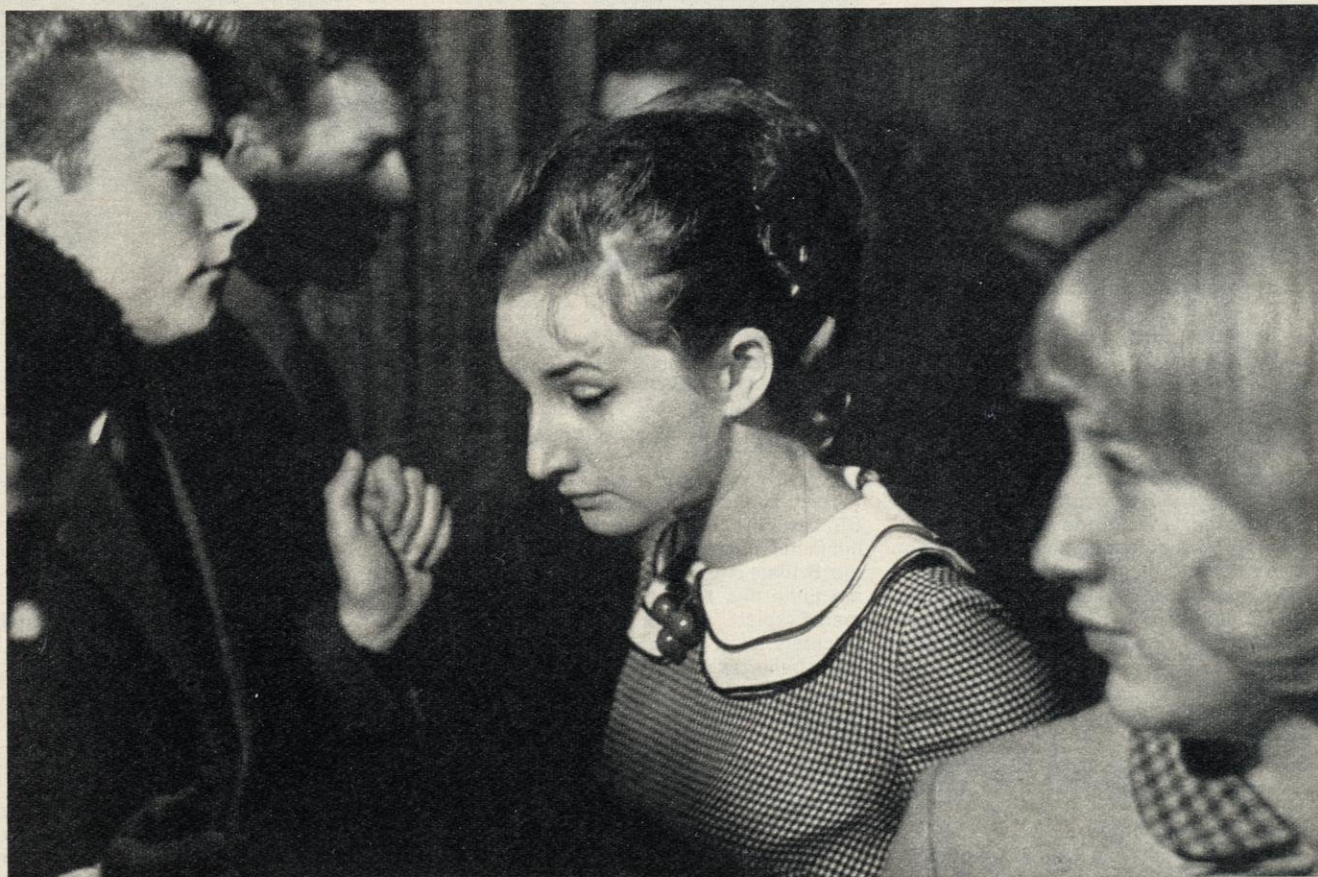
Hadobu

Initiative

Am ersten Werktag nach der Party sammelte ein Textil-Kollege im Betrieb bei seinen jungen Kollegen. Am Abend brachte er seinem Jugendsekretär DM 83,- für die Angola-Flüchtlinge.



Eng war es im Tanzkral



Solange wir leben

Erzählung von Tibor Déry

Ein Mann, der viele Jahre im Gefängnis einer totalitären Herrschaft verbracht hat, kehrt heim. Wir hören von den Einzelheiten dieses Heimwegs, aber all das bleibt Hintergrund. Einzig die Frau und ihre Welt stehen hier für das unversehrte Leben. Nicht als Symbol oder Gleichnis; die Frau, und also die Liebe werden zum Leben schlechthin. Die gelassene Intelligenz, der dichterische Instinkt und die Ökonomie der Mittel geben dem erzählenden Werk des ungarischen Schriftstellers Tibor Déry seinen europäischen Rang.

Die Zellentür ging auf, der Gefängniswärter warf etwas hinein. „Hier!“ sagte er. „Ihre Zivilkleider! Umziehen! Sie werden gleich rasiert.“ Im Sack fand B. die Kleider und die Schuhe, die er vor sieben Jahren abgelegt hatte.

Eine Stunde später wurde er zur engen Schreibstube der Gefängnisverwaltung gebracht. „Kommen Sie her!“ sagte der Wachtmeister am Schreibtisch. „Ihr Name...? Name der Mutter...? Künftiger Aufenthaltsort...?“

„Ich weiß nicht“, sagte B. „Was?“ fragte der Wachtmeister. „Sie wissen nicht, wohin Sie wollen?“ „Nein“, sagte B. „Ich weiß nicht, wohin man mich bringt.“

Der Wachtmeister blickte ihn mißmutig an. „Man bringt Sie irgendwo hin“, brummte er. „Sie können gleich bei Ihrer Frau zu Mittag essen. Haben Sie verstanden?“

Der Gefangene gab keine Antwort. „Also, wohin gehen Sie?“ wiederholte der Wachtmeister.

„Szilfastraße 17. Warum werde ich entlassen?“

„Fragen Sie nicht so viel“, murrte der Wachtmeister. „Sie werden entlassen, und damit hat sich's.“

Aus dem nächsten Zimmer holte man seine Wertsachen. „Unterschreiben Sie hier!“

Es war eine Quittung über die Armbanduhr aus Nickel, die Füllfeder und die Brieftasche.

„Und hier auch.“

Es war eine zweite Quittung über hundertsechsvierzig Forint, seinen Arbeitslohn. Schließlich wurde ihm der Entlassungsschein ausgehändigt. Die punktierte Zeile, die mit „Grund der Verhaftung“ anfang, war leer geblieben.

Mit drei anderen Gefangenen wurde er über den Hof zum Haupteingang begleitet. Doch bevor sie das Tor erreichten, wurden sie von einem Offizier im Laufschritt eingeholt. Er ergriff einen der vier Entlassenen und führte ihn zwischen zwei mit Maschinenpistolen bewaffneten Wärtern ins Gefängnisgebäude zurück. Das frisch rasierte Gesicht des Häftlings wurde gelb wie bei einem plötzlichen Gallenanfall; seine Augen erstarrten glasig.

Die übrigen drei kamen zum Tor. „Dort hält die Straßenbahn“, sagte der Wachtmeister zu B.

B. blieb stehen und schaute zu Boden. „Worauf warten Sie noch?“ fragte der Posten.

B. bewegte sich nicht. „Scheren Sie sich zum Teufel!“ sagte der Posten. „Worauf warten Sie denn?“

„Ich gehe schon“, sagte B. „Ich darf also gehen?“

Wenn er die Straßenbahn erreichen würde, ohne daß sich von hinten eine Hand auf seine Schulter legte oder ihn jemand beim Namen rief, dann wäre er endgültig frei. Endgültig?

Als er die Haltestelle erreichte, drehte er sich schnell um. Niemand folgte ihm. Er griff in die Hosentaschen, aber er fand dort kein Taschentuch, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Knirschend rollte die Straßenbahn heran. B. sprang sofort auf. Aus dem Anhänger stieg ein Gefängniswärter. Als er am Triebwagen vorbeiging, wandte er das pockennarbige Gesicht zu B. empor und blickte ihn mit den winzigen Schweinsaugen lange und herausfordernd an. B. grüßte ihn nicht. Die Straßenbahn fuhr an.

In dieser Minute – in dem Bruchteil einer Minute, in dem er den Wärter nicht grüßte und die Straßenbahn anfuhr – ertönte um B. die Welt. Es war ein ähnliches Gefühl wie im Kino, wenn der Film wegen eines technischen Fehlers eine Zeitlang stumm weiterläuft, dann aber der Ton plötzlich, mitten in einem Satz oder einem Wort, in die leer schnappenden Münder der Schauspieler zurückkehrt und den taubstummen Saal, in dem auch das Publikum eine Dimension verloren zu haben schien, bis zur Decke hinauf mit schallender Musik, mit Gesang und Rede füllt. Ringsumher explodierten die Farben. Die Straßenbahn, die aus der Gegenrichtung

Die Schaffnerin lachte. „Wird das nicht zuviel für Sie?“

„Ich bin verheiratet, Genossin“, sagte der Arbeiter. „Meine Frau schaut gern zu, wenn ich trinke.“

Sie lachte. „Sie schaut zu?“

„Selbstverständlich!“

„Ist es dunkles Bier?“

„Ja, dunkles.“

„Helles schmeckt besser.“

„Meine Frau schaut mir lieber beim dunklen zu.“

Sie lachte. „Sie könnten mir eine Flasche dalassen!“

„Dunkles?“

„Jawohl, dunkles!“

„Wozu denn?“

Sie lachte. „Zum Mitnehmen für meinen Mann.“

„Wozu braucht der das Dunkle, wenn er das Blonde liebt?“ fragte der Arbeiter.

Sie lachte. Die Straßenbahn hielt an. B. stieg aus und nahm ein Taxi.

„Nach Buda“, sagte er.

Der Fahrer drehte sich um und blickte ihn an.

„Über welche Brücke?“

B. starrte vor sich hin. „Über welche Brücke?“

„Kennen Sie sich in der Stadt nicht aus?“ fragte der Fahrer.

„Über die Margaretenbrücke“, sagte B.

Das Taxi fuhr an.

„Wenn Sie einen Tabakladen sehen...“, sagte B. zu dem Fahrer.

Drei Häuser weiter hielt der Wagen. B. schaute aus dem Fenster. Sie waren vor

Aus dem Ungarischen von Ivan Nagel

anderen, dann ist er heim zur Familie.“ „Sieht man mir's an?“ fragte B. nach einer Weile.

„Tja, man sieht's vielleicht schon ein wenig“, sagte der Fahrer. „Auch mein Schwager hatte damals so ein Gesicht. Sie könnten natürlich auch aus dem Krankenhaus kommen, aber dort werden die Kleider nicht so zerknüllt. Wie lange sind Sie drin gewesen?“

„Sieben Jahre“, sagte B. Der Fahrer stieß einen Pfiff aus. „Politisch?“

„Ja“, sagte B. „Anderthalb Jahre in der Todeszelle.“

„Und jetzt wurden Sie freigelassen?“ „Anscheinend“, sagte B. „Sieht man mir's sehr an?“

Der Fahrer zog beide Schultern hoch und ließ sie wieder fallen. „Sieben Jahre“, wiederholte er. „Kein Wunder!“

B. stieg an der unteren Endstation der Zahnradbahn aus, um die restliche Strecke zu Fuß zurückzulegen. Er wollte sich an die freie Bewegung gewöhnen, bevor er seine Frau wiedersah. Der Fahrer nahm kein Trinkgeld an. „Sie werden das Geld noch brauchen, Genosse“, sagte er. „Geben Sie es für nichts als für Ihre Gesundheit aus. Jeden Tag Fleisch und einen halben Liter guten Wein, dann sind Sie bald wieder auf der Höhe.“

„Auf Wiedersehen“, sagte B.

Er ging nun eine halbe Stunde lang durch schmale, sonnenüberflutete Gassen, die den Abhang mit ihren Obstbäumen in einen blühenden Teppich verwandelten.



kam, war so gelb, wie B. es noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Auf den Gehsteigen spazierten Tausende von Menschen, alle in Zivil, einer schöner als der andere, und jeder von jedem verschieden. Und die Frauen!

Als B. fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen, ging er ins Innere der Straßenbahn. Die Schaffnerin hatte eine liebliche, herzergreifende weiche Stimme. B. löste eine Fahrkarte und setzte sich am Ende des Wagens auf einen einsamen Eckplatz. Er verkroch sich, denn er fürchtete, sich bei offenen Sinnen nicht mehr beherrschen zu können. Als er einmal zum Fenster hinausblickte, sah er auf dem Gehsteig vor einer Brauerei einen Mann, der einer jungen Frau das Gesicht streichelte. Abermals griff er in die Hosentaschen, fand aber wieder kein Taschentuch. Ein Arbeiter ließ sich mit sechs Flaschen Bier in der offenen Aktentasche auf dem leeren Sitz ihm gegenüber nieder.

einer offenen Tür mit einem Berg roter Radieschen, einem Berg grüner Salate und einem Berg roter Jonathan-Äpfel stehengeblieben. Nebenan sah man den schmalen Eingang eines Tabakladens. „Bitte, bleiben Sie nur sitzen“, sagte der Fahrer, der sich umgedreht hatte. „Ich hole schon welche. Möchten Sie eine bestimmte Sorte?“

B. betrachtete die Radieschen. Seine Hände zitterten.

„Kossuth?“

„Ja“, sagte B. „Und eine Schachtel Streichhölzer.“

Der Fahrer stieg aus. „Lassen Sie's nur, wir werden es dem Fahrpreis zuschlagen. Eine Packung?“

„Wenn Sie so nett sind“, sagte B.

„Wollen Sie sich gleich eine anzünden?“ fragte der Fahrer, als er zurückkam.

„Auch mein Schwager hat zwei Jahre gegessen. Nachher ist er gleich in einen Tabakladen gegangen. Er hat erst mal zwei Kossuth geraucht, eine nach der

Schließlich blieb er vor einem Haus stehen. Sie wohnten im ersten Stock.

Links und rechts vor der Haustür standen zwei weiße Fliederbüsche. Er stieg die Treppe hinauf.

Auf das Schellen bekam er keine Antwort. An der Tür war kein Namensschild zu sehen. Er ging in das Souterrain und klopfte an der Tür der Hausmeisterwohnung.

„Guten Tag“, grüßte er die Frau, die in der Tür stand. Sie war dürr und gealtert. „Wen suchen Sie, bitte?“

„Ich bin B.“, sagte B. „Wohnt meine Frau noch hier?“

„Du lieber Himmel!“ sagte die Frau. B. schaute zu Boden. „Wohnt meine Frau noch hier?“

Die Frau ließ die Klinke los und lehnte sich gegen den Türpfosten. „Sie sind also heimgekehrt? Du lieber Himmel! Natürlich wohnt sie hier. Auch sie wußte nicht, daß Sie heimkommen? Du Allmächtiger! Natürlich wohnt sie hier.“

„Und auch mein Sohn?“ fragte B. Sie verstand ihn. „Er ist gesund“, sagte sie. „Kerngesund, es fehlt ihm nichts. Er ist ein braver, hübscher, großer Junge geworden. Du lieber Himmel!“

B. schweig.

„Kommen Sie doch bitte herein“, sagte sie mit bebender Stimme.

„Kommen Sie doch! Ich wußte ja, daß Sie unschuldig waren. Ich wußte, daß Sie einmal noch zurückkommen werden.“

„Niemand hat die Tür aufgemacht“, sagte B. „Obwohl ich dreimal geschellt habe.“

„Kommen Sie zu uns herein!“ wiederholte sie. „Bei Ihnen ist keiner zu Hause. Auch die Untermieter sind fort.“

B. schweig und schaute zu Boden.

„Ihre Frau geht arbeiten, und der Gyurika ist noch in der Schule. Treten Sie doch näher! Die kommen erst am Nachmittag wieder!“

„Wohnen auch Untermieter bei uns?“ fragte B.

„Es sind anständige Leute. Ihre Frau kommt gut mit ihnen aus. Du lieber Himmel, Sie sind also wieder da!“

B. schweig.

„Ich habe einen Schlüssel zur Wohnung“, sagte die Frau nach einiger Zeit. „Sie können hinaufgehen und sich ausruhen, bevor Ihre Frau kommt. Ich zeige Ihnen das Zimmer, in dem Ihre Frau wohnt.“

„In welchem Zimmer wohnt sie?“ fragte B.

„Wissen Sie, die Untermieter sind zu viert“, erklärte sie. „Sie haben die beiden Zimmer zugewiesen bekommen, Ihre Frau ist mit Gyurika in das Dienstmädchenzimmer gezogen. Aber die Küche und das Bad werden gemeinsam benutzt.“

„Die Küche und das Bad gemeinsam?“ fragte B.

„Ja, freilich“, sagte die Hausmeistersfrau.

„Dann habe ich auch das Recht, ein Bad zu nehmen?“

„Natürlich“, sagte sie und lächelte. Sie faßte B. am Ellenbogen, als wollte sie ihn stützen. „Natürlich haben Sie das Recht dazu, wieso auch nicht? Die Wohnung gehört auch Ihnen, und Küche und Bad sind, wie gesagt, gemeinsam.“

Das Fenster der kleinen Dienstmädchenkammer lag, wie üblich, nach Norden. Vor dem Fenster stand eine Eberesche. Die Stube dämmerte grünlich im Schatten der Esche. Sobald B. allein war und sein Atem ruhiger ging, erkannte er den Duft seiner Frau wieder. Er setzte sich ans Fenster und holte tief Atem. Er betrachtete die Laubkrone der Esche. Sein ganzer Körper hüllte sich in den Duft seiner Frau und atmete ihn ein und aus.

Als er sich mit dem Duft seiner Frau vollgesogen hatte und ihn nicht mehr empfand, ging er auf die Straße und wartete vor der Gartentür. Nach einer Weile bog seine Frau, von vier oder fünf Kindern begleitet, um die Ecke. Als sie etwas näher gekommen war, wurden ihre Schritte langsamer. Für einen Augenblick blieb sie sogar stehen, dann lief sie auf ihn zu. Auch B. lief schon, ohne es zu merken. Als die Entfernung nicht mehr groß war, stockte sie plötzlich, als wäre sie ihrer Sache nicht sicher, dann rannte sie wieder los. B. erkannte den grauen, schwarzgestreiften Wollpullover mit den langen Ärmeln, den er ihr unmittelbar vor der Verhaftung in einem guten Modegeschäft gekauft hatte. Seine Frau war eine besondere, wunderbare Mischung aus Luft und Fleisch, einzig in ihrer Art. Sie übertraf all die Erinnerungen an sie, die er im Gefängnis sieben Jahre lang gesammelt und gehütet hatte.



Als sie sich aus der Umarmung gelöst hatten, lehnte B. sich gegen den Gartenzaun. Einige Schritte hinter seiner Frau standen die vier oder fünf Jungen mit neugierigen und etwas befremdeten Gesichtern. Sie mochten etwa sieben Jahre alt sein. Es waren doch keine fünf, bloß vier. B. betrachtete, gegen den Zaun gelehnt, den einen nach dem anderen mit prüfenden Blicken.

„Welcher ist der meine?“ fragte er.

Erst jetzt brach sie in Tränen aus. „Laß uns hinaufgehen“, schluchzte sie.

B. legte ihr den Arm um die Schultern. „Weine nicht!“

„Gehen wir hinauf!“ wiederholte sie mit lautem Schluchzen. „Weine nicht!“ sagte B. „Welcher ist der meine?“

Sie stieß die Gartentür auf, lief auf das Haus zu und verschwand im Torweg zwischen den weißen Fliederolden. Sie war noch ebenso schlank wie früher und lief mit den langen, gehetzten Schritten wie damals, als sie, noch ein junges Mädchen, vor einer Kuh Reißaus genommen hatte. Sie schien von wilder, unzählbarer Angst getrieben. Als B. sie jedoch vor der Wohnungstür einholte, hatte sie sich schon beruhigt. Nur noch ihre Brust hob und senkte sich unter dem schwarzgestreiften Pullover. Sie hatte aufgehört zu weinen, aber unter ihren Augen sah man die Spuren hastig fortgewischter Tränen. „Mein Einziger!“ flüsterte sie. „Mein Einziger?“ Sie konnte so flüstern, daß es einen verlangte, ihre Worte in den Mund zu nehmen, jedes Wort gesondert.

„Laß uns hineingehen“, sagte B.

„Hier wohnen jetzt auch andere Leute.“ „Ich weiß“, sagte B. „Laß uns hineingehen!“

„Warst du schon drinnen?“

„Ja“, sagte B. „Welcher war mein Sohn?“

Sie kniete im Zimmer vor ihm nieder, senkte den Kopf auf seinen Schoß und weinte. Einige weiße Haare schimmerten mit fremdem Glanz in ihren dunkelblonden Strähnen. „Mein Einziger“, sagte sie.

„Ich habe auf dich gewartet. Mein Einziger.“

B. streichelte ihr die Haare. „Hast du es schwer gehabt?“

„Mein Einziger“, flüsterte sie.

B. streichelte ihr noch immer die Haare. „Bin ich sehr alt geworden?“ Sie umschlang seine Knie und drückte sie an sich. „Für mich bist du der gleiche, von dem ich mich damals trennen mußte.“

„Bin ich sehr alt geworden?“ fragte B.

„Solange ich lebe, werde ich dich lieben“, flüsterte sie. Ihr Rücken bebte, sie weinte laut. B. nahm die Hand von ihrem Kopf. „Wirst du dich an mich gewöhnen können?“

„Ich habe nie einen anderen geliebt“, sagte sie. „Ich liebe dich.“

„Hast du auf mich gewartet?“

„Ich war immer bei dir“, sagte sie. „Es verging kein Tag, an dem ich nicht an dich dachte. Ich wußte, daß du zurückkommst. Und wenn du nicht gekommen wärest, dann wäre ich allein gestorben. Auch in deinem Sohn habe ich dich gefunden.“

„Liebst du mich?“ fragte B.

„Ich habe nie einen anderen geliebt“, sagte sie. „Wie du dich auch verändert hättest, ich würde dich lieben.“

„Ich habe mich verändert“, sagte B. „Ich bin alt geworden.“

Sie weinte. B. fuhr ihr wieder mit leichter Hand über den Kopf.

„Können wir noch Kinder haben?“ fragte sie.

„Vielleicht“, sagte er. „Wenn du mich liebst. Steh auf!“

Sie stand auf. „Soll ich ihn rufen?“

„Noch nicht“, sagte er. „Ich möchte ein wenig mit dir allein sein. Er ist mir noch fremd. Ist er im Garten geblieben?“

„Ich laufe schnell hinunter“, sagte sie. „Und sage ihm, er soll warten.“

Als sie wieder eintrat, stand B. am Fenster, den Rücken dem Zimmer zugewandt. Sein Rücken schien schmal und schief geworden. Er drehte sich nicht um. Sie blieb einen Augenblick in der Tür stehen. „Ich habe ihm gesagt, er soll Blu-

men für seinen Vater pflücken.“ Ihre Stimme klang heiser vor Erregung. „Nebenan auf dem Grundstück blüht jetzt der Flieder. Er soll einen großen Strauß für seinen Vater pflücken.“

„Liebst du mich?“ fragte B.

Sie lief auf ihn zu, schlang die Arme um seine Schultern und schmiegte sich mit dem ganzen Körper an ihn. „Mein Einziger“, flüsterte sie.

„Wirst du dich an mich gewöhnen können?“ fragte er.

„Ich habe nie einen anderen geliebt“, sagte sie. „Ich war Tag und Nacht bei dir. Auch deinem Sohn erzählte ich jeden Tag von seinem Vater.“

B. drehte sich um und umarmte sie. Er betrachtete aufmerksam ihr Gesicht. Im Dämmerlicht des Abends, das durch das offene Fenster fiel, sah er mit Erleichterung, daß auch dieses Gesicht gealtert war. Dennoch war es schöner als das Bild, das er sieben Jahre lang Tag für Tag heraufbeschworen hatte. Die Augen waren geschlossen, die Lippen öffneten sich ein wenig, der heiße Atem drang zwischen den schimmernden Zähnen bis an seinen Mund. Unter den dichten Wimpern, die auf der blassen Haut ruhten, lag ein feuchter Glanz. Das Gesicht war die reine Hingabe. B. küßte ihre Augen, dann schob er sie sanft von sich.

„Du mußt auch unseren Jungen liebhaben!“ flüsterte sie noch mit geschlossenen Augen.

„Ja“, sagte B. „ich werde ihn lieben.“

„Er ist dein Sohn!“

„Und deiner“, sagte B.

Sie umschlang seinen Hals.

„Wirst du dich wieder an mich gewöhnen?“ fragte er.

„Mein Einziger“, sagte sie.

„Schläfst du heute nacht bei mir?“

„Ja“, sagte sie.

„Und wo wird er schlafen?“

„Ich bette ihn auf den Fußboden“, sagte sie. „Er hat einen sehr tiefen Schlaf.“

„Bleibst du die ganze Nacht bei mir?“

„Ja“, sagte sie. „Alle Nächte, solange wir leben.“

Ein Lied, drei, vier...

Gesang der Bundeswehr – kritisch betrachtet von Gottfried Schäfers

Fünf Stunden Gefechtsausbildung haben die Rekruten hinter sich. Nun marschieren sie über einsame Landstraßen in der Nähe von Stade zurück in ihre Kaserne. Unter festgebundenem Stahlhelm kommen die jungen Leute ganz schön ins Schwitzen. Leutnant G. befiehlt: „Ein Lied!“ Die Rekruten bemühen sich redlich, einen Heller und einen Batzen zu Wasser und zu Wein zu grölen. Aber es gelingt nicht. Das hätte Leutnant G. sich denken können, denn bei festgebundenem Stahlhelm bekommt man die Zähne nicht voneinander. Jetzt lautet der Befehl: „Tiefflieger von links!“ Die Rekruten gehorchen und werfen sich auf den Boden. Trotzdem wird nach dem erneuten Formieren der Marschkolonne der Gesang nicht besser. Daran ändern auch nichts die folgenden Kommandos „Tiefflieger von rechts!“ und „Atomblitz!“ solange der Stahlhelm bleibt, wo er ist. Und am Stahlhelm wird nicht gerüttelt. Restlos ausgepumpt erreicht die Ausbildungskompanie ihre Kaserne.

Wir Deutsche sind eine sangesfreudige Nation. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben ein Radio!“ belehrt uns ein verballhorntes Sprichwort. Aber das Sprichwort stimmt nicht. Den deutschen Männern wird die Liebe zum Gesang seit Urväterzeiten von der Armee eingegeben. Auch die Bundeswehr macht da keine Ausnahme, wie aus dem geschilderten Erlebnis eines Rekruten in Stade und aus unzähligen anderen Beispielen zu ersehen ist. Ex-Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß nannte das Singen der Soldaten einen „Quell der Freude und der inneren Bereicherung... in frohen und schweren Stunden“. Und auch diesen Satz schrieb der Ex-Minister im Vorwort des Liederbuches der Bundeswehr „Hell klingen unsre Lieder“: „Geist und Haltung der Truppe spiegeln sich in ihren Liedern.“ Hier soll nun vom Gesang der Bundeswehr auf Geist und Haltung der Truppe geschlossen werden. Dazu habe ich Soldaten und Reservisten – junge Männer in den Kasernen und nach ihrem Wehrdienst – befragt. Nicht zuletzt habe ich mir Gedanken gemacht über einige Texte in dem flexiblen Büchlein „Hell klingen unsre Lieder“.

Ja, wir war'n die Herren der Welt

... und wollen's beim Teufel noch sein. So singen unsere Soldaten. Nach ihren Liedern zu urteilen, scheint die Bundeswehr revanchistische Absichten zu haben: „Wir sehn uns wieder, mein Schlesierland, wir sehn uns wieder am Oderstrand.“ Ich fragte unsere Soldaten danach, was sie sich beim Singen solcher Lieder denken. Hier sind einige Antworten:

„Wir haben dieses Lied nur gesungen, weil man dabei so schön laut schreien kann. Wer glaubt denn heute noch daran, daß Schlesien und Oderstrand jemals wieder deutsch werden.“ (Klaus-Peter K., Gefreiter, 22.)

„Wir haben das Lied ‚Kehr ich einst zur Heimat wieder‘, in dem das Schlesierland besungen wird, nur deshalb gegröht, weil es allgemein bekannt war. Das langwierige Einstudieren entfiel.“ (Wolfgang R., Gefreiter, 21.)

„Ich habe mir nie Gedanken über die Texte unserer Lieder gemacht.“ (Hermann K., Kanonier, 21.)

„Die erzieherische Wirkung ist nicht nur von den Vorgesetzten abhängig; starke Einflüsse gehen auch... aus vom Geist der Gemeinschaft.“ So steht es in den „Leitsätzen für die Erziehung des Soldaten“. Offiziere und Unteroffiziere der Bundeswehr müßten also streng darauf achten, daß nur Lieder gesungen werden, deren Texte sie vertreten können. Aber anscheinend sind sich unsere Soldaten noch nicht einmal darüber im klaren, weshalb sie überhaupt singen. Der Bundesminister für Verteidigung Kai-Uwe von Hassel schrieb: „Es ist ein alter Brauch der Soldaten, auf dem Marsch, im Biwak, bei festlichen und auch bei ernstlichen Gelegenheiten zu singen. Die Bundeswehr setzt diese Tradition fort.“ Sollen

... und froh ist stets mein Sinn

Der Soldat, von dem im Lied „Wolken ziehn in dunkler Nacht“ berichtet wird, ist zu beneiden ob seiner anhaltenden Fröhlichkeit:

„Stolz steh' ich für Deutschland Wacht, und froh ist stets mein Sinn.“ Aber dieser Soldat ist nicht alleine fröhlich in der Bundeswehr:

„Kehr'n wir abends ins Quartier zurück, müde, abgekämpft und naß, dann wissen wir, daß wir Kerle sind, und darum macht es uns Spaß.“ („Lebwohl mein Schatz“.)

„Ist der Dienst auch schwer, 's kümmert uns nicht sehr, wir sind gern dabei...“ („Gestern und heut“.)

„Ob uns der eigene Bruder vergaß, uns

stürmt oder schneit.“) „Ist ganz gleich, wer da muß sterben, hat für immer seine Ruh.“ („Kamerad nun laß dir sagen“.) Beiläufig und geringschätzig wird von dem Leben eines Menschen gesprochen. Mit einer Unverfrorenheit sondergleichen wird der Tod eines Soldaten verharmlost, daß man fragen muß, ob das die richtigen Mittel sind, um aus den Soldaten der Bundeswehr „Demokraten in Uniform“ zu machen. „Wissen wir auch nicht, wohin es geht, wenn nur die Fahne vor uns weht.“ Und: „Wir kämpfen für Vaterlandes Ehre.“

Die von mir befragten jungen Männer machten zunächst betretene Gesichter, wenn ich sie darauf hinwies, daß aus den Texten ihrer Lieder die freudige Bereit-



wir uns mit dem Hinweis auf die Tradition zufriedengeben? Ich meine nein, und ich stellte deshalb die Frage nach dem Sinn des Singens:

„Dadurch wird das Marschieren erleichtert. Im Unteroffizierslehrgang wurde uns noch weisgemacht, daß das Singen unsere Stimmen schulen würde, damit wir später die Befehle richtig brüllen könnten. Wir müßten deshalb ständig singen.“ (Heinz-Dieter W., Ausbilder, 24.)

„Wir müßten deshalb soviel singen, weil die einzelnen Zugführer versuchten, sich gegenseitig zu übertrumpfen in Lautstärke.“ (Klaus P., Gefreiter, 22.)

„Ich kann mir denken, daß die Soldaten, die mit Marsch und Gesang durch ein Städtchen ziehen, das Bild von der Bundeswehr in der Bevölkerung verbessern.“ (Klaus H., Gefreiter, 21.)

„Das Primäre ist die Freude durch das Singen. Durch Singen der Marschlieder wird das Marschieren erleichtert und der Marschschritt gehalten. Ich achte sehr darauf, daß die Schönheit der Lieder erhalten bleibt. Zuvor schaue ich den Text kritisch an.“ (Adalbert A., Leutnant, 22.)

geht die Sonne nicht unter.“ („Wilde Gesellen“.)

„Freunde, stoß an, daß die Gläser erklingen, komme, was wolle, das Leben ist doch schön!“

Soldaten hat man nicht nur für den Frieden, hauptsächlich sogar für den Krieg. Auch unsere singenden Vaterlandsverteidiger müßten auf diese bittere Wahrheit vorbereitet werden. Aber: „Ein gut geführter Krieg ist wie eine große Symphonie!“ schrieb wie zum Trost der General A. D. von Boetticher in der „Wehrkunde“. Daß bei solcher Art von Musik einige in den Dreck beißen müssen, liegt in der Natur der Sache. Nach einer Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie sind von hundert befragten Männern nur drei bereit, für das Vaterland zu sterben. Aber bei der Bundeswehr singt man freudig: „Hilft nichts, es ist einmal gewiß, es muß gestorben sein“. („Es geht wohl zu der Sommerzeit“.) „Und läßt uns im Stich einst das treulose Glück, und kehren wir nicht mehr zur Heimat zurück, trifft uns die Todeskugel, ruft uns das Schicksal ab, dann ist uns der Panzer ein ehernes Grab.“ („Ob's

schaft zum Sterben für das Vaterland geschlossen werden muß. Dann verneinten sie meine Vermutung sehr energisch: „Keineswegs bin ich bereit, für das Vaterland zu sterben!“

„Aber Sie brüllen es doch lauthals heraus?“

„Wenn es zum Krieg kommt, ist man auch als Zivillist gefährdet.“ Das ist natürlich keine Antwort, sondern eine Ausrede. Und im Grunde sind es alles faule Ausflüchte, die ich auf diese Frage erhalte: „Jeder hofft, daß es keinen Krieg gibt, und deshalb habe ich mir auch noch keine Gedanken über das Sterben gemacht.“

„Wenn es zu einem Krieg kommen würde, müßten über kurz oder lang doch Atomwaffen eingesetzt werden. Und dann gehen alle dabei drauf.“

„So konkret habe ich mich mit den Liedern noch nicht auseinandergesetzt. Ich glaube, daß keiner daran denkt, einmal sterben zu müssen.“

Leutnant A., der das Lied mit der zweifelhaften Zeile „Hilft nichts, es ist einmal gewiß, es muß gestorben sein“ bei seinen Leuten singen läßt, verteidigt es so: „Dieses Lied kann bedenkenlos gesun-

gen werden, denn es entstammt einer Liederschrift aus dem 17. Jahrhundert. Es sollte so gesungen werden, wie es ursprünglich gesungen wurde. Man kann es nicht auf eine Stufe stellen mit den Liedern des Dritten Reiches oder der Zeit von 1914 bis 1918, die bewußt das Sterben im Kampfe glorifizierten. Ich glaube nicht, daß durch dieses Lied die Einstellung des Soldaten der Bundeswehr zum Sterben beeinflußt wird."

Wer mitmarschiert, ist gut, wer bleibt, ein fauler Knecht.

Als man 1956 damit begann, die Bundeswehr aus dem Boden zu stampfen, war man sich darüber einig, daß es eine Armee mit völlig neuer Konzeption sein sollte. Inzwischen haben sich die Militärs Knobelbecher, Tressen, Litzen und zuletzt die Truppenfahnen zurückerobert. Die Prinzipien der Inneren Führung sind dagegen noch immer nicht überall anerkannt. Wen wundert es, wenn man sich auch bei zweifelhaften Liedern auf die „Traditionswerte“ beruft? Aber das ist nicht immer möglich. Das folgende Lied stammt aus dem 1. Wettbewerb der Bundeswehr für neue Soldatenlieder, seine Worte schuf Hauptmann Ernst Kulessa:

„Wir sind ein langer Zug,
das Ruhen paßt uns schlecht.
Wer mitmarschiert, ist gut,
wer bleibt, ein fauler Knecht.
Woll'n brüderlich zusammengehn
in Not und in Gefahr,
woll'n immer treu zur Fahne stehn
als eine tapf're Schar.“

Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen, die sich auf Artikel 4, Absatz 3, des Grundgesetzes berufen, sind bei der Bundeswehr offiziös als Feiglinge und Drückeberger verschrien, obwohl sich das Verteidigungsministerium schon 1956 vor sie stellte und mit Nachdruck erklärte: „Wir achten die Gewissensentscheidung eines Wehrdienstverweigerer so, wie es das Grundgesetz vorschreibt...“ Unverständlich ist es, daß das Verteidigungsministerium einen Liedertext verbreitet, in dem die gleichen Leute verächtlich gemacht werden: „Wer mitmarschiert, ist gut, wer bleibt, ein fauler Knecht.“

In dem sehr zu empfehlenden Taschenbuch von Harry Neyer „Wie hast Du's mit der Bundeswehr?“ (List Verlag, München), kommen Meinungen und Argumente der betroffenen Generation und die Ansicht der Experten zu Worte. Hier schreibt der Bundesvorsitzende des Verbandes der Kriegsdienstverweigerer: „... Es bleibt glücklicherweise jedem überlassen, selbst zu entscheiden, ob er zur Bundeswehr gehen will oder nicht. Die Kriegsdienstverweigerer gehen nicht, und sie wissen genau warum. Offen bleibt die Frage, ob jeder Soldat und jeder Freund der Wehrmacht ebenso gründlich sein Gewissen erforscht hat, damit er weiß, ob er seine Taten und Anschauungen verantworten kann.“

Ich glaube, bei der Bundeswehr tut man alles, um eine solche Gewissenserforschung zu verhindern. Die Texte der Soldatenlieder wirken nämlich auf die Dauer abstupfend und verdummend.

Herrlich ist es auf der Welt und schön Soldat zu sein ...

Der Ausbilder war unzufrieden mit dem Gesang seiner Leute. Deshalb ließ er die Rekruten nach dem Abendessen von 19 Uhr bis 21 Uhr im Kreise marschieren und immer wieder die fünf allgemein bekannten Lieder singen.

„Wir kamen uns vor, wie eine Hammelherde Idioten“, sagt mir Heinz-Dieter W., „und während der zwei Stunden stand der Leutnant in der Mitte und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Er lachte und fand das Ganze anscheinend ungemein erheiternd.“ „Ist denn niemand auf die Idee gekommen, sich zu beschweren?“ will ich wissen.

„Nein, von dem Beschwerderecht haben wir erst nach der Grundausbildung erfahren.“

Nur ein einziger junger Mann kann meine Frage bejahen, ob er schon einmal das Erlernen oder Singen eines bestimmten Liedes abgelehnt hat, weil er es albern oder geschmacklos fand: „Auf einem Lehrgang sangen wir das Lied ‚Heute muß ich scheiden, herrliches Berlin...‘. Wir fanden es geschmacklos und schlugen dafür vor ‚Die blauen Dragoner...‘. Nach einer sachlichen Gegenvorstellung mit dem Ausbilder wurde unser Vorschlag akzeptiert.“

Ich meine, unsere Rekruten müßten sich ganz allgemein mehr Gedanken machen über die Lieder, die man ihnen zumutet

zu singen. Und sie sollten auch immer dann von ihrem Beschwerderecht Gebrauch machen, wenn sie glauben, die Texte nicht vertreten zu können. Es versuche sich nun keiner mit dem Hinweis herauszureden, das Liedersingen mache nur einen kleinen Teil des Dienstes aus, und es lohne sich deshalb nicht, dagegen mit dem groben Geschütz einer Beschwerde aufzufahren. Nicht nur eine Gesangsstimme bedarf der Schulung, sondern auch das menschliche Gewissen. Der Demokratie in Deutschland könnte es einmal zugute kommen, wenn unsere Soldaten ihr Gewissen an kleinen Dingen geschärft haben.

Uns geht die Sonne nicht unter.

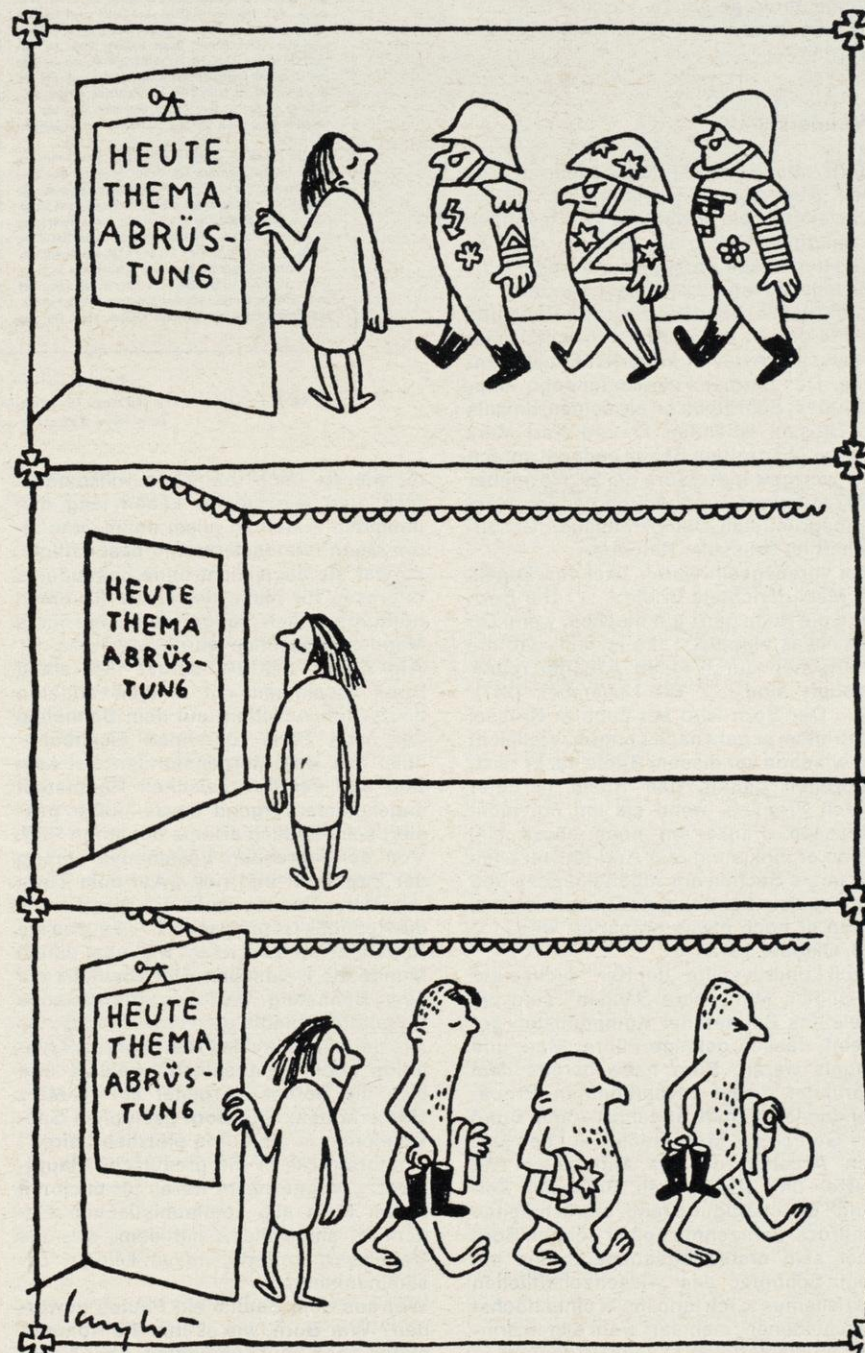
Als „Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht, Fürsten in Lumpen und Loden“, bezeichnen sich auch unsere Bundeswehrgesoldaten. Und wenn niemand sie darob bewundert oder zu ihnen aufschaut, so tun sie es selbst: „Wir lieben die Stürme, die brausenden Wogen der eiskalten Winde rauhes Gesicht.“ – „Wir lagen vor Madagaskar.“ – „Wir sind durch Deutschland gefahren.“ – „Und wenn wir marschieren, dann leuchtet ein Licht, das Dunkel und Wolken strahlend durchbricht.“

Viele Liedtexte beginnen mit „Wir“ und handeln von Fahrt und Lagerfeuerromantik mit wilden Kerlen. Diese Selbstbekehreräucherung riecht penetrant, aber sie merken es nicht. Daß die Welt eigentlich größer ist, wird übersehen. Wenn man unsere Soldaten darauf anspricht, versuchen sie sich herauszureden mit dem Hinweis, daß diese Lieder auch von den Jugendbewegten gesungen werden. Als ob ein Fehler dann zu entschuldigen ist, wenn ihn auch andere begehen. Die Lieder unserer Bundeswehr sind im allgemeinen garstig. Es sei zwar anerkannt, daß hier und da versucht wird, gute Lieder auszuwählen, aber was nützt das, wenn das Verteidigungsministerium mit seinem Liederbuch weiterhin auch den traditionellen Unsinn vertreibt? Und wenn viele Ausbilder lieber den „Westerwald“ brüllen lassen, als sich die Mühe zu machen, ein neues Lied einzuüben.

Der „Bürger in Uniform“ ist zum Glück noch immer das erklärte Ziel unserer Bundeswehr. Aber merkt denn keiner, daß in vielen Liedern genau das Gegenteil zum Ideal erhoben wird:

„Jetzt müssen wir marschieren,
ich und mein Kamerad,
in langen Reihen zu vieren;
denn ich bin Soldat.
Wissen wir auch nicht,
wohin es geht,
wenn nur die Fahne vor uns weht.
Jetzt müssen wir marschieren,
ich und mein Kamerad.“

Einer der Rekruten, den ich befragte, versuchte meine Sorgen zu zerstreuen. Er sagte: „Unserem Ausbilder kommt es ja nur auf das Gebrüll an. Von dem Text versteht sowieso niemand etwas!“ Vielleicht könnte man sich mit dieser Aussage trösten, wenn die Soldaten nur „La-la-la-la“ oder „Juvijuvidi, ha, ha, ha, juvijuvidi“ singen würden, denn die Phonstärke des Marschgesanges ist es nicht, die mich ärgert.



Aus der Geschichte der



Stephan Born
1824 bis 1898

Von Dieter Schneider

angesichts des wachsenden Zorns der Arbeiterschaft wandelten. Weil er die gesellschaftlichen Zustände im wesentlichen richtig einschätzte, glaubte er auch an die Einsicht der Unterdrückten: „Ihr wollt ihnen einen Brocken zuwerfen. Vergesst nicht, daß sie dereinst sich fragen werden, wie ihr darauf gekommen seid, so über uns mildtätig zu sein“, hieß es in einer seiner frühen Arbeiten. Im Setzergesellen erwachte der Arbeiterführer.

Nach Abschluß der fünfjährigen Lehre war Born um 1844 gegründeten Berliner Handwerksverein gestoßen, der sich des „geistigen, sittlichen, gewerblichen und staatsbürgerlichen Lebens der Arbeiter durch Lehre und Tat“ angenommen hatte. Tat freilich wurde klein geschrieben. Dafür konnten sich die Mitglieder bilden – ein damals keineswegs selbstverständlicher Fortschritt. Gnädig hatte sich Friedrich Wilhelm IV. dazu herabgelassen, in Preußen Arbeiterbildungsvereine zu genehmigen. Majestät ahnte nicht, daß einige derart gebildete Arbeiter 1848 Barrikaden bauen und Demokratie fordern würden.

Wanderschaft

Born hatte in den Mittagspausen und an den Abenden seiner Lehrjahre an der Universität als Gast die Vorlesungen namhafter Gelehrter gehört, sich an Theaterkritiken versucht und sogar eine Novelle geschrieben. 1846 wanderte er, nun Geselle, über Leipzig nach Paris und lernte dort in einem Kreis sozialistischer deutscher Arbeiter Friedrich Engels kennen. Der Barmer Fabrikantensohn empfahl den Schriftsetzer an seinen damals in Brüssel lebenden Freund Karl Marx weiter. Mit großem Beifall bedacht sprach der wortgewandte Born am 29. November 1847 auf einer Kundgebung der von Marx mitbegründeten Demokratischen Gesellschaft im Brüsseler Rathaus.

Ihm vorausgeeilt waren zwei von Engels an Marx gerichtete Briefe: „... Der Born wird die Rede ganz gut machen, wenn Du ihn etwas einpaukst. Es ist gut, daß die Deutschen durch einen Arbeiter repräsentiert sind...“ (24. November 1847). „... Der Born wird bei Euch in Brüssel eintreffen, er geht nach London. Vielleicht ist er schon vor diesem Briefe da. Er reist, verwegen genug, den Rhein herunter durch Preußen, wenn sie ihn nur nicht abfassen. Pauke ihn noch etwas ein, wenn er hinkommt, der Kerl ist von allen für unsre Sachen am zugänglichsten und wird auch in London gute Dienste leisten, wenn er noch etwas präpariert wird...“ (26. Oktober 1847).

Nach London sollte „der Kerl“ nicht mehr gelangen. Mit „unsre Sachen“ sind die Ziele des Bundes der Kommunisten gemeint, dessen geistige Führer Marx und Engels waren. Born hatte bereits dem Vorläufer dieser revolutionären Propagandagesellschaft angehört, dem Bund der Gerechten. Marx machte auf den jungen Arbeiter, der als Mitarbeiter und Setzer der „Deutschen Brüsseler Zeitung“ Beschäftigung fand, beträchtlichen Eindruck. Jahrzehnte später schrieb Born über sein erstes Zusammentreffen mit dem Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus: „Ich fand ihn in einer höchst bescheidenen, man darf wohl sagen ärmlich ausgestatteten kleinen Wohnung in einer Vorstadt Brüssels. Er nahm mich freundlich auf, befragte mich über den Erfolg meiner propagandistischen Reise, machte mir ein Kompliment über meine Broschüre gegen Heinzen (einen Marx-Gegner), in welches seine Frau einstimmt-

Extra-Blatt.

Das Volk.

Organ des Central-Komitees für Arbeiter.
Eine sozial-politische Zeitschrift.

Herausgegeben
von
Schriftsetzer Born.

Verlag: Bornhag, Sommerhag, Sommerhag. Donnerstag, den 23. Mai. Preis: 5 Sgr.

Was wir wollen.

Woher wir dazu gekommen, unser Blatt „Das Volk“ zu nennen, das wollen wir zuerst erklären, und in dieser Erklärung geben wir zugleich die Tendenz angedeutet, in welcher wir daselbe redigieren werden.

Erstehen wir vom Volke, so rechnen wir nur zu oft alle Welt dazu, und doch soll diese Zeitschrift hauptsächlich nur eine bestimmte Klasse im Staate vertreten, die arbeitende Klasse. Wir wählen den Titel „Das Volk“ unter der Voraussetzung, daß, so lange noch Klassenunterschiede existieren, man unter diesem Namen immer diejenige Klasse der Gesellschaft meinen wird, die die unterdrückte ist, die in Lohn und Brod steht, deren Erwerb sich so lange noch eine ungewisse ist, als ihr dieser Lohn, als ihr Arbeit geboten wird, diejenige Klasse, die nur für den kommenden Tag lebt und die keine Zukunft hat als das Elend oder den verzweifeltsten Widerstand.

Wir haben es so oft erfahren, daß man denjenigen, welche für die Interessen des Volkes schreiben, zum Vorwurfe macht, sie nur seien die Klasseninteressen, sie allein läßen nur Gegensätze zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Kapitalisten und Arbeitern, die in einem freien Lande, wo Allen eine gleiche Berechtigung an der Ausübung der Staatsgewalt zugehört sei, in der That nicht existieren. Der Verfassungskonvent, den unsere Minister uns in diesen Tagen vorgelegt, liefert uns ein gutes Beispiel; wir sehen, daß es in unsemr Staate noch eine Notengarde durch das Unrechtthumsgeheimnis des größeren Vermögens geben soll und

(siehe, wenn dies nicht der Fall wäre, wenn unsere Vertreter das Einkammersystem ohne Census durchsetzen, die Gegenstände, die die geschichtliche Entwicklung aller Völker, die wir nicht gemacht, sie wären damit nicht aufgehoben.

Unser Gegner meinen, daß ebenso wie der Adel sich im Bürgerthume auflöse, als dieses ihm seine Privilegien, seine besonderen Vorrechte entzogen, sich auch das Bürgerthum in demselben Momente im Volke auflösen werde, als dieses sich die Teilnahme an der Regierung erworben, als der Besitz die Berechtigung, im Staate noch ausschließlich vertreten zu sein, verloren, und daß dann alle Mitglieder des Staates im „Volk“ begriffen seien.

Welch nutzlose Aufklärung der Geschichte! Sehen wir denn nicht, daß mit der Zeit, wo das Volk die politische Freiheit erlangt, sein geschichtlicher Gegenstand zur Klasse der Kapitalisten nur um so klarer hervortritt, daß es sich nun auch mit aller seiner Thätigkeit auf den Erwerb der sozialen Freiheit wirt?

Es wie eine Klasse in der Gesellschaft zur Herrschaft gelangt, so wurde auch ihre Erbschaft, ihre Art und Weise zu leben, zu produzieren, eine andere. Mit jeder gewaltigen Revolution, die uns die Geschichte aufzuweisen hat, sehen wir auch einen Wechsel in allen Lebensverhältnissen der civilisierten Völker stattfinden. Mit dem Eintritte der Arbeit herrschte erlang sich das Bürgerthum nicht allein die politischen Rechte, seine ganze Existenzweise wurde eine andere, und in jeder romanischen Stadt lag der Adel das Jussummen und allmählich noch die letzten Reste mittelalterlicher Feudalerei. Mit dem Bürgerthum tritt die Herrschaft

Titelseite der Probenummer
der ab 1. Juni 1848 regulär erscheinenden, von Stephan Born herausgegebenen
Berliner Arbeiterzeitung „Das Volk“

te; wie sie mich freundlich willkommen hieß, und wie sie ihr Leben lang den innigsten Anteil an allem nahm, was ihren Mann interessierte und beschäftigte, so war sie auch nicht ohne besonderes Interesse für mich, der ich ja für einen hoffnungsvollen Jünger der Lehre ihres Mannes angesehen wurde...“

Am Abend des 24. Februar 1848 stand Born zusammen mit einigen anderen deutschen Arbeitern auf dem Bahnsteig der nach Paris führenden Eisenbahnlinie. Seit den Morgenstunden war kein Zug aus der französischen Hauptstadt angekommen. Irgend etwas mußte passiert sein. Endlich ertönte der lange Pfiff. Von der fahrenden Lokomotive sprang der Zugführer und rief: „Auf dem Turm von Valenciennes weht die rote Fahne, die Republik ist proklamiert.“ „Es lebe die Republik!“ antworteten wie aus einem Munde die Arbeiter. Der ebenfalls auf dem Bahnsteig wartende französische Gesandte erblaßte und verschwand.

Als der Wellenschlag der Februar-Revolution auch Deutschland erreichte und sich die Berliner Arbeiter am 18. März 1848 erhoben, eilte Born „von allen Spekulationen in die Ferne plötzlich befreit“ schnurstracks in die preußische Hauptstadt. „Weggewischt waren für mich mit einem Male alle kommunistischen Gedanken, sie standen mit dem, was die Gegenwart forderte, in gar keinem Zusammenhange.“

War aus dem Saulus ein Paulus geworden? War Born, wie es ihm die Kommunisten noch heute vorwerfen, über Nacht zum kleinbürgerlichen Opportunisten herabgesunken? Hat er die Arbeiterschaft verraten? Keineswegs. Er sah nur schärfer als viele andere, daß es in Deutschland zwar Arme und Unterdrückte gab, aber noch keine Arbeiter-

klasse, von der eine Revolution ausgehen konnte. Folglich betrieb er eine sehr praktische, wirklichkeitsnahe Politik, die darauf gerichtet war, der Arbeiterschaft zunächst ihre tatsächliche Lage bewußt zu machen. Dabei blieb nicht viel Raum für Theorien. Lupenreine sozialistische Grundgedanken ließen sich 1848/49 nicht verfolgen.

Die unteren Schichten

Das alles geschah zu einer Zeit, in der sich zum ersten Male seit den Bauernkriegen die unteren Schichten der deutschen Gesellschaft bewegten. Unterdrückte Menschen, bis dahin von allen öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen, wurden wach. Sie fanden eine Reihe sehr fähiger Köpfe, die ihre Sehnsüchte und Wünsche treffend zu formulieren vermochten. Die Arbeiterelite schloß sich in der ersten deutschen Arbeiterorganisation zusammen: der Allgemeinen deutschen Arbeiterverbrüderung. Born, der nach seiner Rückkehr sofort den Vorsitz der Berliner Buchdrucker übernahm, wurde am 11. April 1848 Präsident eines von Vertretern aller Berliner Gewerbe gewählten Zentralkomitees für Arbeiter. Achtzehn Tage später leitete er den ersten großen deutschen Buchdruckerstreik. Von ihm redigiert erschien am 25. Mai 1848 als Organ des Zentralkomitees für Arbeiter eine Probenummer der sozialpolitischen Zeitschrift „Das Volk“. Am 1. Juni 1848 folgte die erste reguläre Ausgabe.

Rastlos war der unumstrittene Führer der Berliner Arbeiter nun darum bemüht, eine ganz Deutschland umfassende Organisation aufzubauen. Dank seiner Initiative trat vom 23. August bis zum 3. September 1848 in Berlin ein Allgemeiner deutscher

deutschen Arbeiterbewegung

Arbeiterkongreß zusammen. Die Arbeiterkomitees aus Berlin, Hamburg, Leipzig und 31 Arbeitervereine gründeten die Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung.

Die Arbeiterverbrüderung

Die Arbeiterverbrüderung war organisatorischer Ausdruck des Bewußtseins, daß nur im Zusammenschluß der Arbeiterschaft, im solidarischen Handeln Fortschritte zu erzielen waren. „Wollen wir es dahin bringen, daß wir als Arbeiterklasse, als eine Macht im Staate dastehen . . . so wird die Organisation der Arbeiter für uns zur ersten Notwendigkeit, sie ist unsere erste Aufgabe“, formulierte das vom Allgemeinen deutschen Arbeiterkongreß eingesetzte Zentralkomitee. Es bestand aus Born, dem Schneidergesellen Georg Kick und dem Geometer Franz Schwenniger. Sein Sitz wurde Leipzig. Am 18. September 1848 nahmen die drei Männer in der alten Buchhandelsstadt ihre Arbeit auf.

Grundeinheit der Arbeiterverbrüderung waren Lokalvereine, in denen sich das eigentliche Organisationsleben abspielte. Lokalkomitees faßten Lokalvereine verschiedener Berufe zusammen. Die nächste Stufe der Organisation bildeten Bezirke. Bezirksversammlungen wählten Bezirkskomitees. Die Generalversammlung schließlich bestellte das Zentralkomitee, dem ein Verwaltungsrat beigeordnet war.

Nicht ohne Grund hatte sich die Spitze der Arbeiterverbrüderung in Leipzig niedergelassen. Sachsen war damals ein industriell weit entwickeltes Land. Bereits vor 1848 wehte hier eine Brise freier Luft, die sich vom Muff anderer deutscher Staaten vorteilhaft abhob. Das zog die eben entstandene Arbeiterorganisation an.

In Leipzig erschien auch am 3. Oktober 1848 die erste Ausgabe der Verbandszeitschrift „Die Verbrüderung“. Sie trug den Untertitel „Correspondenzblatt aller deutschen Arbeiter“. Born übernahm die Redaktion. „Wir Arbeiter müssen uns selbst helfen“, betonte das Zentralkomitee in seinem ersten Rundschreiben. Durch Zusammenschluß sollten die Arbeiter der Macht des Kapitals entgegen treten und gleichzeitig auf die Gesetzgebung des Staates einwirken. „Deutschlands Arbeiter müssen dahin streben, eine moralische Macht im Staate zu bilden, um so ein starker Körper zu werden, der jedem Sturm trotz, der vorwärts und immer vorwärts dringt und in seiner Bewegung alles niederhält und forträumt, was einer freien und besseren Gestaltung der Dinge im Wege steht, der jeden in sich aufnimmt, der ein Herz hat für die Not der Bedrückten und der selbst gefesselt ist von der Macht des Kapitals, dessen körperliche oder geistige Kräfte sich verdingen müssen an einen Glücklichen der Erde, einen jeden, der arbeitet oder arbeiten will.“

Forderungen

Borns Kollege Schwenniger sprach sich für eine parlamentarische Repräsentation des Volkes aus. Er faßte auch die Forderungen der Arbeiterschaft an die Regierungen zusammen:

1. Verkürzung der Arbeitszeit; 2. Einführung von Schieds- und Fabrikgerichten; 3. Aufhebung der bis jetzt bestehenden Hausordnungen; 4. Selbstverwaltung der Krankenkassen; 5. Freie Wahl der Aufseher und Werkmeister; 6. Aufhebung der Beleuchtungssteuer; 7. Erhöhung des Arbeitslohnes; 8. Entfernung

der Kinder unter 14 Jahren aus den Fabriken; 9. Arbeiterkoalitionen gesetzlich zu erlauben.“

Die Arbeiterverbrüderung wollte nicht nur allmählich die Lage der Arbeiterschaft verbessern, sondern darüber hinaus auch die Arbeitswelt demokratisieren. Letzteres sollte unter anderem dadurch erreicht werden, daß die Arbeiter ihre betrieblichen Vorgesetzten frei wählten. Gerade diese Forderung mußte Mitte des 19. Jahrhunderts viel revolutionärer wirken als die Mitbestimmungskonzeption des Deutschen Gewerkschaftsbundes von heute.

Soziale Reform war für die Arbeiterverbrüderung nur auf dem Boden der politischen Demokratie denkbar. Während aber die Organisation wuchs – Borns Beredsamkeit hatte sogar den am 28./29. Januar 1849 in Heidelberg tagenden Provinzial-Arbeiterkongreß für Südwestdeutschland zum Anschluß an die Arbeiterverbrüderung bewegt –, wurde es mit dem Boden für soziale Reformen nichts. Zwar festigte sich die Arbeiterverbrüderung, baute ihr Unterstützungswesen aus und trat sogar vom 20. bis zum 26. Februar 1850 in Leipzig zu ihrer ersten und einzigen Generalversammlung zusammen – die Zeichen der Zeit aber standen längst wieder auf Rückschritt.

Born, der bereits 1848 in Berlin tapfer mitgekämpft hatte, geriet am 4. Mai 1849 in den Dresdner Aufstand und mußte fliehen. Auch sein Nachfolger Schwenniger wurde schnell außer Gefecht gesetzt. Ihn verhaftete die Polizei am 12. Juni 1849. Wenn er auch Ende Oktober 1849 wieder freikam, so folgte doch die Ausweisung auf dem Fuße.

Für Schwenniger eingesprungen war der Schriftsetzer Karl Gangloff, dem es zu verdanken ist, daß die Arbeiterverbrü-

derung noch bis in die Jahresmitte 1850 hinein weiterbestand. Am 12. Juni 1850 schließlich löste sich das Zentralkomitee selbst auf, am 29. Juni 1850 erschien die letzte Ausgabe der Verbandszeitschrift „Die Verbrüderung“. Fast alle deutschen Staaten hatten inzwischen Ausnahme-gesetze gegen Arbeitervereine erlassen. Dem zu erwartenden Verbot wollte das Zentralkomitee zuvorkommen.

Ausnahmegesetze

Erstrevolutionärer Druck hatte in Deutschland die Vereinsfreiheit erzwungen. Als die bürgerliche Revolution auf halbem Wege stecken blieb und schließlich an ihren inneren Widersprüchen scheiterte, traf die volle Wucht der obrigkeitstaatlichen Rache die Arbeiterorganisationen. Arbeiter vor allem waren auf den Barrikaden gefallen. Arbeiter mußten nun dafür büßen, daß es in Deutschland Menschen gewagt hatten, sich Demokratie zu er-trotzen.

Unmittelbare Folge des Polizeiterrors war eine Auswanderungswelle großen Ausmaßes. Von wenigen Ausnahmen abgesehen verließen fast alle bedeutenderen Arbeiterführer ihre Heimat. Dieser unersetzliche Aderlaß hat Jahrzehnte nachgewirkt. Nur er erklärt die überragende Rolle, die Ferdinand Lassalle zu spielen vermochte, als er sich 1863 an die Spitze des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins stellte. „Erwecker“ der deutschen Arbeiterbewegung war er nicht. Das hatte die Arbeiterschaft vorher selbst fertiggebracht.

Die Arbeiterverbrüderung wollte die friedliche soziale Reform. Sie hatte in der Zeit des Übergangs zur ungebundenen Wirtschaftsweise ihre liebe Not mit den

noch allerorts wirkenden zünftlerischen Traditionen. Die Tragik ihrer und auch der deutschen Entwicklung liegt darin, daß die Arbeiterschaft 1848 einerseits sehr wenig von der Einsicht der Könige und Fürsten zu erwarten hatte und andererseits dem liberalen Bürgertum der Mut fehlte, seine Angelegenheiten mit den Wünschen der Arbeiterschaft zu verbinden. Solch ein Bündnis allein hätte – wenn überhaupt – die bürgerliche Revolution zum Erfolg führen können.

Die Arbeiterverbrüderung hat vermutlich nicht einmal 20000 Mitglieder gehabt – für heutige Verhältnisse lächerlich wenig. 1849/50 aber war sie der einzige wohlorganisierte, über ganz Deutschland verbreitete Verband, eine Elite der abhängigen Arbeitenden. Sie jagte den Staatsbehörden Angst und Schrecken ein. Spitzelberichte, in denen Aufschneider die Mitgliederzahlen stark übertrieben, taten ein übriges. Den eingebildeten Marsch der Arbeitermassen zur Macht wollte man unter allen Umständen verhindern.

Exil

Born starb am 4. Mai 1898 im Schweizer Exil. Er hatte in Zürich nachgeholt, was ihm seine Eltern nicht ermöglichen konnten: ein Studium. Er wurde Redakteur der „Baseler Nachrichten“, Gymnasiallehrer und später Professor für deutsche Literatur. Zuletzt noch erschienen seine „Erinnerungen eines Achtundvierzigers“. Sie gehören zusammen mit August Bebels Buch „Aus meinem Leben“ zu den bemerkenswertesten Autobiographien, die Arbeiter geschrieben haben. Sein Werk, die erste umfassende deutsche Arbeiterorganisation, ist unauslöschlich in die Geschichte eingegangen.



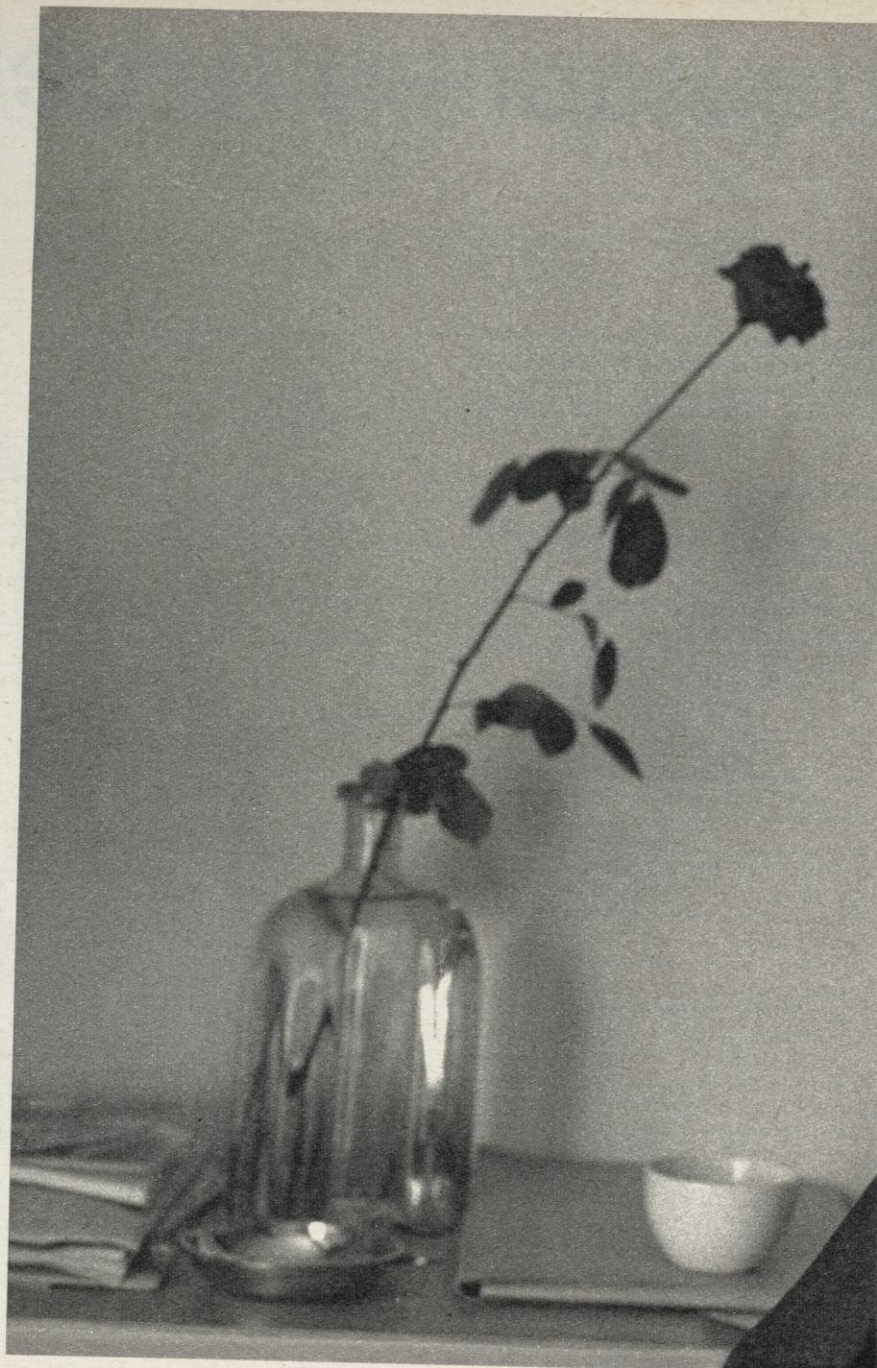
Die Barrikade vor dem königlichen Rathhause in Berlin am Abend des 18. März, ges. von R. Kretschmer.



Der Steinmetz Jakob Horowitz arbeitet mit seinem Vater zusammen an Steinen für Gräber des neuen Frankfurter Friedhofs. Seine Mutter und seine Geschwister sind in Auschwitz umgekommen



In der polnischen Gebetsstube in Frankfurt treffen sich täglich Gemeindeglieder, die in Polen geboren sind. Innerhalb der Kulträume müssen die Männer Kopfbedeckungen tragen



Die Schauspielerin Therese Giehse war ab Herbst 1936 am Zürcher Schauspielhaus engagiert. Nach 1945, weltberühmt, trat sie wieder in Deutschland auf. Heute lebt sie abwechselnd in München und Zürich



Dieses Mädchen arbeitet im Sportgeschäft ihres Vaters in Düsseldorf. Sie kommt aus Israel. Der junge Mann war während des Krieges in Holland versteckt. Seine Eltern sind im Konzentrationslager umgekommen



Schützenkönig für ein Jahr ist der Viehhändler Hugo Spiegel aus Warendorf im Münsterland geworden

Deutsche Juden heute

Unter diesem Titel hat der Fotograf Leonard Freed im Rütten und Loening Verlag einen Bildband veröffentlicht, zu dem der Herausgeber Hans Hermann Köper, Hermann Kesten, Ludwig Marcuse, Robert Neumann und Alphons Silbermann Begleittexte geschrieben haben, die an Schärfe in der Beurteilung unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit kaum zu übertreffen sind. Die Texte stehen in merkbarem Kontrast zu den fast stillen Bildern, die Freed uns zeigt. Der Fotograf hat die jüdischen Menschen in Deutschland suchen müssen, denn von den 500.000 Juden, die vor der Barbarei in Deutschland lebten, sind nur 23.000 in West- und Ostdeutschland übriggeblieben. In einem kleinen Ort in Württemberg lebten in der Weimarer Republik 301 jüdische Menschen mit 621 anderen. Heute lebt kein Jude mehr dort. Freed zeigt uns berühmte Menschen, einfache Arbeiter und Handwerker, Gottesdienst und Feier in seiner eindringlichen Bildsprache, darunter Nachgeborene und Kinder.

Wie wird es ihnen in der Zukunft ergehen? Heute ist Antisemitismus nicht gesellschaftsfähig. Aber... Eine Untersuchung über den Antisemitismus in der Bundesrepublik, die im Auftrag der Bundeszentrale für Heimatenschutz durchgeführt wurde, wird als geheime Verschlussache behandelt. Eine tiefenpsychologische Untersuchung, die vom Frankfurter Institut für Sozialforschung durchgeführt wurde, ergab: 29 Prozent der Befragten bezogen antisemitische Neigungen, 39 Prozent waren ausgesprochen jüdenfeindlich. Nur sieben Prozent reagierten positiv jüdisch. Das war 1951. Ist es heute besser? Wir wissen es nicht. Nach außen erscheint alles in Ordnung. Hoffen wir, daß die Großmachtsträume bestimmter Kreise in unserer Bundesrepublik nicht Wirklichkeit werden, hoffen wir, daß unsere Demokratie sich mehr und mehr mit humanitärem Gehalt auffüllt. Nur dann werden die Juden in Deutschland eine Zukunft haben.

Hadobu



Lohn und Arbeit bei Minderjährigen

Von Günther Hoppe

Der Arbeitgeber kann minderjährigen Arbeitnehmern ihren Lohn wirksam auszahlen, wenn die gesetzlichen Vertreter, also Vater und Mutter, keinen Vorbehalt gemacht haben. Ein minderjähriger Arbeitnehmer, dessen Eltern es erlaubt haben, daß er in ein Arbeitsverhältnis eintritt, wird für alle mit dem Arbeitsverhältnis in Zusammenhang stehenden Angelegenheiten unbeschränkt geschäftsfähig, das heißt, er steht einem Volljährigen gleich.

Daher ist er auch berechtigt, den Lohn in Empfang zu nehmen; der Arbeitgeber kann auch mit einer Gegenforderung aufrechnen. Darüber hinaus kann der Minderjährige nach freiem Ermessen seinen Lohn stunden, ja sogar auf ihn verzichten; er wäre also in der Lage, sich mit dem Arbeitgeber bei Meinungsverschiedenheiten über die Höhe der Lohnforderungen zu vergleichen bzw. aus Anlaß der Beendigung des Arbeitsverhältnisses eine Ausgleichsquittung verbindlich zu unterschreiben.

Auf Lehrlinge, Anlernlinge und Volontäre findet die sogenannte Volljährigkeitsgleichstellung gem. § 113 BGB keine Anwendung. Sollen diesen Minderjährigen Erziehungsbeihilfen oder sonstige Bezüge ausgezahlt werden, ist dazu die besondere Einwilligung der gesetzlichen Vertreter erforderlich.

Die unbeschränkten Rechte der Minderjährigen kommen allerdings nicht zur Entfaltung, wenn sich die gesetzlichen Vertreter ihre Rechte vorbehalten haben. Der Vorbehalt, „den Lohn nehmen wir, die Eltern, in Empfang“, kann auch dann noch erklärt werden, wenn das Vertragsverhältnis bereits besteht. Die gesetzlichen Vertreter können bei der Erteilung der Ermächtigung an den Minderjährigen, in Arbeit zu treten, derartige Einschränkungen machen, daß die Ermächtigung

nur für ein bestimmtes Arbeitsverhältnis oder für eine bestimmte Zeit gelten solle. Die Ermächtigung kann aber auch derart eingeschränkt werden, daß z. B. die Empfangnahme des Lohnes oder der Kündigung durch den Minderjährigen ausgeschlossen sein sollen.

Ist das geschehen, dann kann der Arbeitnehmer, soweit die Einschränkung reicht, seine Rechte aus dem Arbeitsverhältnis nicht selbständig wahrnehmen, also ggf. nicht persönlich seinen Lohn in Empfang nehmen oder künden. Erteilen die Eltern die Ermächtigung dahingehend, daß der Jugendliche uneingeschränkt schalten und walten kann, so kann diese Ermächtigung jederzeit formlos widerrufen oder eingeschränkt werden.

Der Widerruf oder die Einschränkung müssen dem Arbeitgeber gegenüber erklärt werden. Ein Widerruf liegt z. B. vor, wenn die gesetzlichen Vertreter das Arbeitsverhältnis des Minderjährigen gegenüber dem Arbeitgeber kündigen. Die fehlende Ermächtigung kann nicht durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden.

Das Verlangen der gesetzlichen Vertreter auf Auszahlung der Geldbezüge eines minderjährigen Arbeitnehmers, Lehrlings oder Anlernlings darf vom Arbeitgeber dann nicht erfüllt werden, wenn es offenbar einen Mißbrauch der elterlichen Gewalt darstellt. Das kann aber nur von Fall zu Fall beurteilt werden.

Eine 1 1/4 Jahr praktizierte Arbeitszeitregelung für einen Lehrling sei zum Bestandteil des zwischen den Parteien bestehenden Vertragsverhältnisses geworden, das der Arbeitgeber nicht einseitig zum Nachteil des Lehrlings ändern dürfe. Insbesondere die Verlängerung der Arbeitszeit an einem Samstag wäre ohne Zustimmung der Eltern des Lehr-

lings nicht zulässig. Zu dieser Entscheidung kam das Landesarbeitsgericht Düsseldorf in einem Grundsatzurteil vom 14. Okt. 1965 – 7 Sa 314/65 – rechtskräftig. In einem Betrieb ordnete der Arbeitgeber am 14. Dezember 1964 eine Änderung der Arbeitszeit für die Lehrlinge an. Hiernach sollte die Arbeitszeit für die Lehrlinge von Montag bis Freitag eine Viertel Stunde später als bis dahin beginnen. Die dadurch frei gewordenen 1 1/4 Stunden sollten die Lehrlinge statt dessen am Samstag, nach Schluß der Arbeitszeit für die Gesellen um 12 Uhr, länger arbeiten.

Einige Lehrlinge erschienen jedoch am folgenden Tage wie bisher um 8 Uhr zur Arbeit. Am 16. Dezember 1964 drohte der Arbeitgeber den Lehrlingen an, er würde sie fristlos entlassen, wenn sie sich nicht nach der neuen Regelung der Arbeitszeit richteten und um 8.15 Uhr kämen. Als ein Lehrling auch am 17. Dezember 1964 um 8 Uhr zur Arbeit erschien, teilte der Arbeitgeber dem Vater des Lehrlings mit, daß er sich nunmehr das Recht der Kündigung vorbehalte. Daraufhin antwortete der Vater des Lehrlings, er betrachte das Lehrverhältnis damit als vom Arbeitgeber gelöst. Nunmehr verlangten beide Parteien gegenseitig den im Lehrvertrag für den Fall des Vertragsbruchs vereinbarten Schadenersatz in Höhe von 200 DM. Das Landesarbeitsgericht Düsseldorf gab der Klage des Lehrlings statt.

Das Lehrverhältnis sei durch einen Umstand, den der Arbeitgeber zu vertreten hätte, vorzeitig aufgelöst worden. Für die Entscheidung sei bedeutungslos, wer das Lehrverhältnis gekündigt habe, weil es § 10 des Lehrvertrages nicht darauf abstelle, von wem die Kündigung ausgehe, sondern wer die Auflösung zu vertreten habe. Die Änderung der Arbeitszeit dahin, daß die Lehrlinge samstags

1 1/4 Stunden länger zu arbeiten hätten, wäre unzulässig. Es könne offen bleiben, ob das Arbeitsgericht seine Entscheidung auf § 10 des Jugendarbeitsschutzgesetzes habe stützen dürfen. Das Bundesverwaltungsgericht sei nämlich der Ansicht, daß § 10 JuArSchG verfassungswidrig wäre. Es habe daher in dem ihm vorliegenden Rechtsstreit die Entscheidung ausgesetzt, um eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts einzuholen. Diese Entscheidung sei aber soweit ersichtlich, bisher noch nicht ergangen. Die vom Arbeitgeber angeordnete andere Einteilung der Arbeitszeit müsse jedoch unabhängig von § 10 des Gesetzes als unzulässig angesehen werden. Der Arbeitgeber habe nicht von sich aus, ohne Zustimmung der Eltern des Arbeitnehmers, die Arbeitszeit samstags um 1 1/4 Stunden verlängern dürfen. Zwar könne der Arbeitgeber in geringem Umfang die Arbeitszeit der Lehrlinge ohne Zustimmung der gesetzlichen Vertreter zu verändern. So z. B., wenn aus gesundheitlichen Rücksichten die Mittagspause verlängert und dementsprechend das Ende der tariflichen Arbeitszeit hinausgeschoben würde. Wenn aber die Arbeitszeit der Lehrlinge 1 1/4 Jahre unverändert geblieben sei, und die Lehrlinge samstags um 12 Uhr Arbeitsschluß gehabt hätten, habe der Arbeitgeber nicht von sich aus ohne Zustimmung der Eltern die Arbeitszeit der Lehrlinge in einem erheblichen Umfang ändern können, um so mehr, als es sich um einen Samstag gehandelt habe. Der Samstag würde immer mehr zu einem arbeitsfreien Tag, bei dem eine Verlängerung der Arbeitszeit zu einem erheblichen Eingriff in die Freizeit der Lehrlinge führe, der auch dann nicht berechtigt sei, wenn die tägliche Arbeitszeit zum Ausgleich um eine Viertel Stunde verkürzt würde.

Die Würde des Gerichtes

Die Wahrheit steht fest – es gibt nur eine Wahrheit –, aber sie ist zugedeckt. Sie muß herausgeschält werden mit Klugheit, mit Wachsamkeit, mit logischen Schlüssen – ein spannender Denksport! Und alle beteiligen sich an diesem „Gesellschaftsspiel“ – nur einer nicht; allen ist die Wahrheit verdeckt, nur einer weiß sie. Aber er sagt sie nicht, obwohl alle anderen ihn intensiv darum befragen. Oder er sagt sie – und die anderen glauben ihm nicht! Ist das nicht ärgerlich? Ein sonderbares „Betriebsklima“: Im Namen der menschlichen Würde wird das Mißtrauen exemplarisch vorgeführt. „Ich glaube, daß du mich belügst“, sagt der eine mit seinen Fragen. „Ich glaube, daß du mir nicht traust“, sagt der andere mit seinen Antworten. Muß das nicht Spannungen erzeugen, vielleicht auch Vergeltungsgelüste?

Der Angeklagte steht, die feuchten Hände auf dem Rücken ineinandergepreßt, in dem Halbkreis von Richter, Beigeordneten, Staatsanwalt und Rechtsanwalt. Und er wird befragt von vorn, befragt von rechts, befragt von links. Er steht, die

anderen sitzen und blicken auf ihn hernieder aus schwarzen Roben von erhöhten Podesten. Und in ihnen blickt die Ordnung der ganzen Gesellschaft auf ihn herab und fragt: „Was hast du gegen mich getan?“ Er steht ohne Banknachbar und ohne Spickzettel in diesem Examen um seine eigene Person, und die ihn befragen, trauen ihm nicht. Die anderen kennen die Paragraphen – er kennt sie – meistens – nicht. Ist er ausgeliefert?

Der Grenadier O. ist verdächtig der Unterschlagung. Er holte die Post für seine Gruppe. Briefe mit Geldeinlagen verschwanden. Von seinem Vorgesetzten ins Kreuzverhör genommen, gestand der junge Soldat und beschrieb, wie er die Briefe gegen's Licht gehalten habe, die inhaltsschweren geöffnet und den für ihn uninteressanten Rest vernichtet habe – also eine ausführliche Darstellung der Tat, die sich wohl niemand zur eigenen Belastung aus den Fingern saugt.

Doch, er habe sich diese Beschreibung ausgedacht, will O. jetzt aber dem Gericht glaubhaft machen, er habe sich diese Beschreibung ausgedacht und die

Tat nur zugegeben, weil seine Vorgesetzten ihm gesagt hätten, im Falle eines Geständnisses würde die Angelegenheit nicht der Kriminalpolizei übergeben. O. ist durch einen gestrengen Vater zur Ängstlichkeit erzogen. Aber warum soll ein Unschuldiger sich fürchten vor der Kriminalpolizei – so sehr fürchten, daß er lieber das Geständnis eines Kameradendiebstahls auf sich nimmt, als mit gutem Gewissen vor die Beamten der Polizei zu treten?

„Ich will mit der Kriminalpolizei nichts zu tun haben“, diese „Begründung“ wirkt nicht gerade sehr entlastend! Aber O. widerruft vor dem Gericht hartnäckig sein ursprüngliches Geständnis.

Was mag ihn zu diesem „Nein“ bewegen: wieder die Angst vor dem Vater? Oder – die Wahrheit? Keiner glaubt es ihm – keiner kann es ihm glauben. Allzu sehr widerspricht es den logischen Schlüssen im Denksportspiel. Es scheint ein törichtes, ein ungeschicktes „Nein“ – denn wird es das Strafmaß nicht erhöhen?

Dennoch: O. hat Erfolg mit seinem

„Nein“. Selbst der Staatsanwalt plädiert auf Freispruch mangels genügender Beweise! Und der Richter begründet das Urteil fast entschuldigend: „Lieber wird jemand freigesprochen, der etwas begangen hat, als daß jemand verurteilt wird, der nichts begangen hat. Der geringe Zweifel fällt zu Ihren Gunsten aus.“ Der Angeklagte nimmt den „Freispruch mangels Beweises“ eher bedrückt als erleichtert an. Warum? Belastet ihn sein Gewissen, oder belastet ihn als unberechtigt der Verdacht, der ihn weiter begleitet? Nur einer kennt die Wahrheit – das kann eine Last sein!

Aber das Gericht hat entschieden – nicht in der Ausnutzung einer Machtposition gegen den, von dem es wahrscheinlich belogen wird, es hat sich nicht beirren lassen von den sehr starken Verdachtsmomenten, nicht durch den möglichen „Triumph“ eines Entschuldigens.

„In dubio pro reo“ – „im Zweifel für den Angeklagten“ – darin liegt die Würde des Gerichtes: Der Angeklagte ist kein Ausgelieferter.

dt

...alle Scheiben im Schrank?

Ihr habt gewiß nicht alle Scheiben im Schrank, aber – so nehme ich an – alle kennen. Nun sagen mir oft Leute, die zum ersten oder fünften Male Zwölfton-Musik hören, deren Komponisten hätten das nicht: nämlich keine Tassen dort, wo sie hingehören. Tatsächlich hat sich das Klangschönheitsideal dieser Tonschöpfer in den letzten Jahrzehnten derart weit vom Schönheitssinn der musikalischen Laien, ja, sogar von dem vieler musikalisch Gebildeter, entfernt, so daß der Kontakt zwischen Komponist und Hörer nur noch bei wenigen vorhanden ist (wenn wir die Snobs nicht mitrechnen, die ihn zu besitzen vorgeben).

Wer Philips hat nun für Snobs und andere sich der „Twen“-Serie eine LP herausgebracht, die wenigstens Jazzfreunden den Zugang zur Zwölftonmusik erleichtert (Zwaroll: „Cembalo modern + Jazz“ (P Um-8111 L). Wer sich die Mühe machen will, diesen Zugang Zentimeter für Zentimeter betreten, der fange jedenfalls mit der

Jazzseite an – obwohl das Jazz-Trio des schweizerischen Cembalisten George Gruntz seine Themen und Motive den Stücken auf der ersten Seite entnimmt: nämlich zwei Cembalowerken des einst skandalumwitterten, jetzt hochberühmten Hans Werner Henze. Henzes „Six Absences“ bestehen aus sechs Sätzen, deren Grundstimmung durch den Titel gekennzeichnet wird: die Verlassenheit, die denjenigen überkommt, dessen Liebste(r) abwesend ist. Das Werk ist zwar in der Zwölftontechnik geschrieben, doch handhabt Henze sie so, daß gelegentlich Tonfolgen fast noch „tonal“ klingen. Manchmal werden die Reihen zu scharfen Dissonanzen zusammengezogen, aber der Hörer, der musikalisch geschult ist, kann sehr wohl erkennen, daß die einzelnen Akkorde und Klänge aufeinander bezogen sind. – Etwas eingängiger sind Henzes „Lucy Escott Variations“, Variationen über ein Thema von Bellini. Hier kann der aufmerksam Zuhörende Melo-

dien von schlichter Schönheit aus dem Geflecht sich scharf reibender Tonfolgen herausspüren, wobei freilich einige der Variationen an Dissonanzenreichtum den „Six Absences“-Sätzen nicht nachstehen. Antoinette Vischer läßt auf dem Cembalo die Strukturen beider Werke klar vor uns erstehen. – Wie schon gesagt: Wer moderne Konzertmusik nicht gewohnt ist, der lege zunächst die Rückseite der LP mit dem Gruntz-Trio auf, und hier am besten die „Lucy Escott Improvisations“, die ganz wie moderner Jazz klingen. In den vier Etüden nach Motiven aus Henzes „Six Absences“ freilich löst auch Gruntz sich stellenweise völlig von herkömmlichen Akkordverbindungen und läßt sich von seinem Vorbild deutlich beeinflussen. Doch „swingen“ einige der Etüden enorm, und Gruntz hat im Basisten Guy Pedersen einen kongenialen Mitspieler, so daß lebendigste, freilich auch ganz unkonventionelle Musik herauskommt.

Wer modernen Jazz liebt, aber sich beim Hören nicht anstrengen will, der kaufe die Capitol-LP „Live Session Cannonball Adderley with the new exciting voice of Ernie Andrews“ (ST 2284). Ernie Andrews singt darauf so vital wie eine ganze Beat-Gruppe, nur abwechslungsreicher. Falls Ihr das nicht glaubt, so legt nur einen Titel auf, um Euch zu überzeugen: „Bill Bailey“! Dieser alte Evergreen klingt in Ernies Version so, daß man ihn beinahe nicht wiedererkennt, aber er ist bei diesem Verwandlungsprozeß ohne Zweifel besser geworden. Ernie kann allerdings auch ganz dezent singen oder sonor wie Billy Eckstine, aber plötzlich bricht dann die ganze kraftvolle Lebendigkeit des Blues-Sängers durch. Cannonball Adderleys Quintett hat dabei eigentlich nicht mehr zu tun, als zu begleiten. Das geschieht mit einem erstaunlichen stilistischen Einfühlungsvermögen, und gelegentlich hört man auch einmal im Hintergrund ein Cannonball-Solo mit typisch weitgespannter Melodieführung. Die LP bleibt jedoch trotzdem eher eine Andrews-Platte als eine von Adderley.

Und nun zu etwas ganz anderem: Auch der Verlag Pläne (Düsseldorf, Kruppstr. 18) bringt jetzt 30-cm-LP's heraus. Getreu seinem sozialkritischen und antifaschistischen Programm gehört zu den ersten eine Sammlung „Lieder des europäischen Widerstandes gegen den Faschismus“ (55201 L), die von einer italienischen Plattenproduktion übernommen worden ist. Leider läßt die Zusammenstellung der Lieder beim flüchtig Zuhörenden leicht den Eindruck aufkommen, als seien es nur Kommunisten gewesen, die den Faschismus bekämpft hätten. Doch geben die Lieder – mit Ausnahme des martialischen (geradezu faschistisch klingenden) jugoslawischen am Anfang – einen interessanten, teilweise faszinierenden Querschnitt durch europäische Volksmusik, denn auch die erst im Kriege komponierten haben sich an den Volkston angelehnt. Besonders stark beeindruckt die Lieder aus Bulgarien, Polen und Portugal. Und gerade die Nähe zum Volkston macht glaubhaft, daß der Widerstand nicht nur von einer kleinen Gruppe getragen wurde.

Die andere 30-cm-LP des Verlages Pläne ist ein heiteres Gegenstück dazu. Dieter Süverkrüp bringt unter dem Titel „Fröhlich ißt du Wiener Schnitzel“ (S 22301) satirisch-kabarettistische Chansons von durchweg beachtlicher Schärfe und erfreulichem Range. „Der General“ zum Beispiel ist eine bittere Satire im Marschrhythmus, eine Satire auf die bekannte Erscheinung, daß Generäle – im Gegensatz zu ihren Soldaten – den Krieg zu überleben pflegen. Im „Touristenflamenco“ zieht Süverkrüp in den Erlebnissen eines Düsseldorfers während einer Spanienreise unvermerkt den Vorhang weg vor der konformistischen Seele vieler Mitbürger. Fast die ganze erste Seite der Platte füllt ihr Titelchanson, in dem des deutschen Durchschnittsbürgers fehlende Denkbereitschaft angegriffen wird: am Beispiel eines Wahlsonntags. Dieter Süverkrüp erweist sich auf dieser LP als Kabarettist eigener Prägung. Und ich empfehle Euch, die Scheibe zu kaufen oder zu verschenken: an Gleichgesinnte und an solche, die es werden sollen.

Euer Meggs.

Foto: G. Betting



Amerikanische Jugend rebelliert gegen den Krieg

Von Heinz Pol (New York)



Mit den Demonstrationen eines nicht unerheblichen Teils der amerikanischen Jugend gegen den Krieg in Vietnam ist etwas Neues in die politische Geschichte der USA eingezogen. Der Beobachter muß die Demonstrationen der Zwanzigjährigen, ihre wilden Reden und stürmischen Auseinandersetzungen in den Hörsälen und auf den Sportplätzen der Universitäten sowie die zahllosen Broschüren und Pamphlete der jungen Generation fast vorbehaltlos begrüßen; denn hier ist etwas in Bewegung gekommen, was es bisher in diesem Lande nicht gab: Ein brennendes Interesse für die Politik des Landes und eine Verpflichtung, für sich selbst eine Entscheidung zu fällen, auch wenn sie sich gegen die Majorität des Landes wendet. Zum ersten Male hat ein Teil der Jugend den so oft beklagten Wall der Konformität durchbrochen, der auch heute noch das öffentliche Leben – und in sehr vielen Fällen auch das Familienleben – wie in einer Zwangsjacke umklammert hält.

Was die Haltung dieser Jugendlichen auf den ersten Blick so sympathisch macht, ist die Tatsache, daß es bei ihren Demonstrationen und Aktionen um moralische und ethische Prinzipien geht, nicht um materielle Dinge oder gar um eigene Vorteile. Man könnte vielleicht einwenden, daß junge Leute ein erhebliches persönliches Interesse daran haben könnten, gegen den Vietnam-Krieg zu protestieren; denn sie wollen nicht Soldat werden. Demgegenüber steht aber fest, daß die Anti-Vietnam-Stimmung der akademischen Jugend bereits vor langer Zeit spürbar wurde, viele Monate bevor man im Pentagon daran dachte, die Musterrungszahlen zu erhöhen und junge Leute zu den Fahnen zu rufen.

Man mag einwenden, daß Handlungen wie die Zerreißen von Musterungsbefehlen und die von verschiedenen politischen Jugendorganisationen propagierte Verweigerung der Dienstpflicht unter allerhand Vorwänden zu weit gingen und der guten Sache der Jugend, und sei es einer rebellierenden Jugend, Schaden zufüge. Die Regierung geht auch gegen die „draft-dodgers“ (Leute, die mit ungesetzlichen Mitteln versuchen, sich dem Waffendienst zu entziehen) mit der Schärfe des Gesetzes vor. Aber unter

den „draft-dodgers“ befinden sich viele moralisch hochstehende junge Leute, die aus religiösen Gründen und weil sie überzeugte Pazifisten sind, eine Ausbildung mit der Waffe ablehnen.

Daher ist es falsch, wenn verantwortliche Kreise in der Regierung und im Kongreß derartige Zwischenfälle zum Anlaß nehmen, um die gesamte aktive Jugendbewegung offener oder geheimer Sympathien zum Kommunismus zu bezichtigen und damit versuchen, die Bevölkerung gegen sie aufzubringen. Das ist in heutiger Amerika leider leicht, wo man mit der Behauptung, jemand sei ein Kommunist, über Nacht dessen politische, wirtschaftliche und soziale Existenz auf schwerste gefährden kann.

Der Kommunismus als Partei besteht hier seit Jahren nicht mehr. Die wenigen Kommunisten, die es noch gibt, besitzen selbst nach den gestrengen Untersuchungsergebnissen des FBI keinerlei Einfluß auf die radikalen Jugendorganisationen innerhalb und außerhalb der Universitäten. Natürlich trifft man hier und da Studenten und Studentinnen, die für Mao schwärmen oder die politische Thesen Castros preisen. Es gibt sogar Gruppchen, die sich „Trotzkisten“ oder „Spartakisten“ nennen. Aber die überwältigende Mehrheit der politisch aktiven Jugend setzt sich aus jener „neuen Linken“ zusammen, die jeden organisatorischen „Ismus“ verächtlich ablehnt. Sie sucht nach neuen Ausdrucks- und Organisationsformen und ist in erster Linie pazifistisch orientiert.

Wenn man auf der Gegenfront des Vietnam-Krieges die lärmfreudigen Protestmärsche und die feurigen Broschüren überschätzt, so droht Washington, die Gefahr zu unterliegen, den inneren Aufruhr der Jugend als kommunistische Manöver oder als Hoch- und Landesverrat abtun zu wollen. Damit wäre aber das Problem einer Jugend nicht gelöst, die von der älteren Generation Antworten auf Fragen fordert, die auch viele andere Amerikaner im stillen Kämmerlein beunruhigen, ohne daß sie es freilich wagen, sie laut werden zu lassen. Die junge Leute stellen die Fragen laut und vernehmlich – und das bleibt ihr großes Verdienst.

„Frankfurter Rundschau“

Es gibt Alternativen

Zu Meldungen über eine eventuelle Unterbrechung der Bombardierung Nordvietnams durch amerikanische Flugzeuge schreibt die unabhängige amerikanische Zeitung „New York Times“:

Die Kriegsausweitung (Eskalation) hat sich nicht als ein Weg zum Frieden erwiesen und auch nicht dazu geführt, daß Nordvietnam aufgibt. Genau das Gegenteil ist eingetreten, wie Verteidigungsminister McNamara selbst betont hat. Er hat dies – beiläufig – gesagt, an einem Datum – Dezember 1965 –, von dem er einst sagte, daß die amerikanische militärische Aufgabe zu dieser Zeit längst beendet und der größte Teil der amerikanischen Truppen zurückgezogen sein werde.

Gerade jetzt nimmt der Vietnam-Krieg genau die Form an, die die Präsidenten Eisenhower, Kennedy und Johnson vermeiden wollten: ein Landkrieg des weißen

Mannes in tropischen Dschungeln gegen Asiaten. Es gibt Alternativen zur Eskalation, und in den Augen vieler aufrichtiger und patriotischer Amerikaner... hat die Regierung Johnson diese nicht erschöpfend genutzt.

Die einleuchtendste Alternative, ganz abgesehen davon, ob ein Voraussprechen oder eine Konzession von Hanoi oder Peking ausbleibt oder nicht ist der Versuch, eine vernünftig lang Pause in den Bombenangriffen gegen Nordvietnam einzuführen. Diese Pause müßte länger dauern als die fünf Tage im vergangenen Frühjahr. Eine derartige Entscheidung könnte offiziell und öffentlich dem Weltsicherheitsrat von den Vereinigten Staaten mitgeteilt werden, um den Ernst des amerikanischen Wunsches nach Frieden zu beweisen.

„Dinge“



Mein Gott, ich hätte nie geglaubt, daß Mes so etwas gibt“, murmelte der junge Marineinfanterist aus Alabama. Direkt vor ihm, auf der lehmigen Dorfstraße, die Finger in den Boden gekrallt, starb in diesem Augenblick ein alter vietnamesischer Bauer. Die Lippen des Mannes zuckten, als ob er noch etwas sagen wollte. Aber kein Ton kam aus seinem Mund. „Erschießt ihn doch und erlöst ihn von seinen Qualen“, sagte ein anderer Soldat, drehte sich um und ging weg.

Der alte Bauer war Minuten vorher in einem Kugelhaapel der Marineinfanteristen zusammengebrochen. Er hatte sein eigenes Todesurteil unterschrieben, als er aus Angst vor den Soldaten davonlaufen versuchte. Damit hatte er ein ungeschriebenes hartes Gesetz des Vietnam-Krieges gebrochen: Niemals weglaufen, wenn Soldaten kommen. Wer es dennoch tut, wird automatisch für einen Feind gehalten.

Die „Ledernacken“ vom ersten Bataillon des Vierten Regiments, seit zwei Monaten in Tschu Lai stationiert, hatten schon einige Erfahrungen mit den Vietcong gesammelt. Erst am Tag zuvor hatten sie vier Aufständische im Kampf erschossen. Nun aber war ein offenbar harmloser Zivilist, der nicht einmal eine Waffe trug, das Opfer. „Es war sinnlos“, sagte einer, „jemand hätte ihm nachlaufen und ihn einfangen sollen.“ Ein anderer: „Yeah, und vielleicht hätte er uns in einen Hinterhalt gelockt.“ Später meinte ein Sergeant: „Denkt nicht mehr dran! Dies ist ein langer Krieg, und ihr werdet noch eine Menge unangenehmer Dinge sehen.“

Die Marineinfanteristen, alle um die 20 Jahre alt, sahen einige dieser „Dinge“ noch am gleichen Tag. Sie nahmen zwei bewaffnete Vietnamesen fest, die in getarnten Schützenlöchern gesessen hatten. Einer von beiden war bewaffnet. Beide schworen Stein und Bein, keine Rebellen zu sein. Das bei ihnen gefundene Gewehr hätten sie nie gesehen.

Der amerikanische Offizier, von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, gab die Gefangenen einem Trupp südvietnamesischer Milizmänner. Was nun folgte, ließ viele der Ledernacken ihre Blicke abwenden:

Beide Gefangenen wurden von den südvietnamesischen Soldaten mit Holzknüppeln zusammengeschlagen. Dann riß man sie hoch, übergießte sie mit Wasser – und prügelte weiter. Schließlich zeigte ein Offizier auf einen der beiden. Er war dazu ausersehen, die Wasserfolter zu erleiden. Ein weißes Tuch wurde über sein Gesicht gespannt, und dann goß man aus Blechbüchsen Wasser auf den Teil des Tuches, der über dem Mund lag. Der Gefangene hielt den Atem an, solange er konnte...

Nach dreimaliger Wiederholung wußten die Südvietnamesen alles, was sie wissen wollten: Der Gefangene hatte die Stellungen seiner Kameraden in der Nähe des Dorfes und ein Waffenlager verraten. Während der gleichen Operation steckte ein südvietnamesischer Soldat aus Spaß eine Bauernhütte in Brand. Das Feuer sprang auf andere Gebäude über. „Es ist mir gleich, wie ihr es macht, aber diese Dinge haben aufzuhören“, brüllte ein US-Offizier seine Soldaten an, die fasziniert dem Feuerwerk ihrer südvietnamesischen Kampfgenossen zugesehen hatten.

Die Marineinfanteristen machten an diesem Tage 13 Gefangene. Die Familien der Festgenommenen folgten ihnen bis zum Landeplatz der Hubschrauber. Ein kleiner Junge klammerte sich weinend an seinen Vater. Als der Mann in den Hubschrauber gestoßen wurde, fing das Kind an laut zu beten. „Zum Teufel, kann denn niemand den Kleinen zum Schweigen bringen?“ knirschte einer der „Ledernacken“ mit zusammengebissenen Zähnen. Seine Worte sollten hart sein; aber sie bekamen einen anderen Klang...

AP

Vier H. Kretz fotografierte



Rinder sind heilig

Eine Geschichte aus Indien von S. Radscha Ratnam

Auf die Dürre folgte die Hungersnot, und es war, als erwache man aus einem schweren Alpdruck zu einem noch schrecklicheren. In den Reisfeldern, wo die schweren goldenen Halme der Ernte hätten rauschen sollen, standen nur halb versengte Stoppeln. Die Bauern sahen die zu Staub gewordene Erde ihrer Felder an und suchten mit Augen, die täglich trüber wurden, nach einer Antwort in den Gesichtern der Nachbarn. Nachts, wenn die hungrigen Kinder im Schlaf wimmerten, erfaßte hoffnungslose Wut die Herzen der Männer. Manchmal überlief das Wehklagen einer Frau das Wimmern und Stöhnen, dann wußten die Menschen, daß der Tod, der sie lautlos umschlich, sich wieder eines Opfers bemächtigt hatte; aber nach einiger Zeit ließ sie nicht einmal der Tod mehr schaudern. Dieses unbedeutende Dorf war so entlegen und die Hungersnot so allgemein, daß es gar keine Möglichkeit gab, ihm sofort zu helfen. Bis Hilfe kam, mußten

„Vielleicht wird der Hilfszug... Ich träumte vergangene Nacht davon. Es gab eine Menge zu essen. Säcke voll Reis...“ „Nur ein Dummkopf träumt so“, rief eine alte Frau mit wildem Blick. „Auch ich träumte. Aber in meinem Traum lagen überall tote Menschen herum, und Gott kam und redete zu mir über den Tod. Lumpenpack! Er straft euch für eure Verworfenheit. Wir haben keine Hoffnung. Ich weiß es. Gott...“ „Halts Maul, alte Hexe! Mit deinem dummen Gerede wirst du die Kinder erschrecken.“ Der Dorfpriester, dessen wohlgenährter Wanst längst verschwunden war, deutete an, daß er sprechen wolle. „Es gibt nichts mehr zu essen“, sagte er, „außer dem, was uns Bruder Murugasu vielleicht aus Mitleid geben würde. Gestern Abend sah ich ihn seinen Ochsen in den Stall treiben. Wenn wir ihn überreden könnten, den zu schlachten, hätten wir einige Tage zu essen.“

Ochsen, ohne Murugasu erst zu fragen?“ „Ich denke, wir fragen ihn lieber“, sagte der Priester. „Er kann nicht nein sagen.“ „Du wirst dich wundern!“ meinte der Bauer. „Wir kennen ihn nur zu gut.“ „Dennoch werden wir ihn zuerst fragen“, sprach der Priester mit betonter Festigkeit. „Außerdem sperrt er ja seinen Ochsen über Nacht im Stall ein.“ Als die Bauern vor Murugasus Haus erschienen, war er eifrig mit seinem Ochsenkarren beschäftigt. Er hob den Kopf und blickte sie aus seinen hervorquellenden gelben Augen schweigend einen Augenblick lang an. Dann machte er sich wieder an seine Arbeit und hackte mit einer schweren Axt an einem Baumstamm herum. In einem Abstand von ein paar Metern lag unter einem verdorrten Lindenbaum der Ochse. Der Priester hüstelte verlegen und ging langsam auf den breiten blanken Rücken Murugasus zu. „Bruder“, sagte er, „du

Gottes Augen sündigt! Ein Brahmanepriester, und hetzt die Leute dazu, das Fleisch eines heiligen Tieres zu essen!“ Der Priester zuckte unter diesem Vorwurf zusammen, erwiderte jedoch aller Würde und Ruhe, die er aufbringen konnte: „Die Zeiten sind besonders schwer, Bruder. Ob man Pferdefleisch isst oder das eines Rindes, ist nicht von Bedeutung, sondern daß man lebt. Aber ein Brahmane ist so menschlich, daß er den Tod fürchtet.“ „Dann verreck!“ rief Murugasu zornig. „Immer noch besser, als sich so heranzuwürdigen, daß man von einem Straßenköter nicht zu unterscheiden ist. Ich dich die Erde mit dem Blut heiliger Rindbeflecken, ich sah dich schamlos Fleisch essen. Ich werde an einem solchen Frevel nicht teilnehmen. Solange noch etwas Kraft in diesen meinen Hüften ist, werdet weder ihr noch eure hungernden Kinder meinen Ochsen tö-



die Menschen trachten, sich am Leben zu erhalten, so gut sie konnten. Als ihre Vorräte aufgezehrt waren, suchten sie das Land nach Nahrung ab, aßen Vögel, Wurzeln und Getier – was immer sie fanden. Bald war auch dieses selten geworden, und nur die Geier zogen hoch am Himmel ihre Kreise und späten mit flatternden Flügeln auf die Erde hinab, in dessen da unten die Ratten fett und glatt wurden.

Unheil bringt die Menschen einander näher, das galt auch für diese Bauern. Sie zogen gemeinsam auf Nahrungssuche, und das Elend des einzelnen wurde zur Sorge aller. Als die Erde aufhörte, sie mit der Nahrung, die sie brauchten, zu versehen, schlachteten sie, so gute Hindus sie auch sein mochten, ihr Vieh. Der bloße Gedanke daran hatte sie krank gemacht, und sie hatten einander voll Unbehagen angesehen, als sie diesen Frevel erwogen, aber Hunger ist ein Tyrann, der keinen Kompromiß erlaubt.

Bald nachdem sie ihr Vieh geschlachtet hatten, hungerten sie wieder. „Mein kleiner Junge hat die ganze Nacht geweint, und ich mußte ihm eine Tracht Prügel verabfolgen...“

Der Bauer Murugasu hauste ungefähr eine halbe Meile vom Dorf entfernt; er hatte sich von den anderen abgesondert, weil er reich und von Natur aus unfreundlich war. Zwischen ihm und dem Dorf hatte es viel Streit gegeben. Er war ein dunkles, muskulöses Geschöpf, und seine Kraft machte ihn zu einem Gegenstand der Angst und des Hasses. Er hielt sich von den anderen fern, bearbeitete sein Feld mit so wenig Hilfe wie möglich, und kam er einmal in die Palmweinschenke, dann starrte er düster in seinen Becher und merkte gar nicht, daß die Menschen rings um ihn scherzten und lachten. Seit seine Mutter gestorben war, hatten die Bauern gehofft, er würde heiraten, denn nur eine Frau hätte Güte in seinem Herzen zu erwecken vermocht, aber er hatte dem Heiratsvermittler des Dorfes nicht einmal ein freundliches Kopfnicken geschenkt. Auch während der Hungersnot hatte er sich abseits gehalten und nie an der Nahrungssuche der anderen teilgenommen.

Der Priester mußte den Bauern zureden, ehe sie sich entschlossen, mit ihm zu gehen, um Murugasu anzubetteln. „Wäre es nicht einfacher“, schlug einer vor, „wir gingen hin und holten uns den

hast uns nicht gefragt, warum wir gekommen sind.“ Die Axt blitzte in der Sonne, aber Murugasu gab keine Antwort. „Wir sind gekommen, um deine Hilfe zu erbitten“, sagte der Priester. „Die Frauen und die Kinder hungern.“ Murugasu hörte auf, an dem Holz herumzuhacken, und blickte dem Priester ins Antlitz. „Was hab ich damit zu tun?“ fragte er mürrisch. „Ich hab nichts zum Hergeben.“ „Du hast einen Ochsen, Bruder“, sagte der Priester. „Und wie fett er ist!“ rief einer aus der Menge. Murugasu ließ seinen Blick über die Menge gleiten, und seine Augen glitzerten wie eine im Sonnenlicht geschwungene Klinge. „Ja, das ist er. Und was ist dabei?“ Die Menge murrte zornig, und der Priester bat sie, Ruhe zu bewahren. „Kannst du deinen Haß nicht einmal in diesem Augenblick vergessen, Bruder?“ fragte er begütigend. „Die Menschen sind hungrig. In solchen Zeiten müßten wir einander helfen.“ „Meinst du?“ fragte Murugasu höhnisch. „Das ist aber komisch. Also kann sogar ein Priester so hungrig sein, daß er vor

um ihn zu essen. Ich werde nicht zu Straßenköter werden – euch zu Gefallen. Wenigstens ich habe noch den Mut, guter Hindu zu sein...“ „Dein Haß, Bruder...“ „Ja“, sagte Murugasu, „ich hasse euch ebenso, wie ihr mich sogar jetzt noch haßt. Aber es ist mehr als Haß. Ich achte euch alle, erstens, weil ihr Fleisch eines heiligen Tieres essen werdet, und zweitens, weil ihr zu mir um Hilfe bittet.“ Wieder murrte die Menge zornig, aber Murugasu packte den Stiel seiner Axt fester. Aus Angst, es könnte zu Gewalttaten kommen, bat der Priester die Menge, doch ruhig zu bleiben. Murugasu machte sich wieder an seine Arbeit, nach einer Weile verzogen sich die Bauern. Murugasu spuckte auf den Boden und rieb sich den hungrigen Bauch. Ein paar Tage später führte der Priester die Bauern abermals nach Murugasus Hof. Diesmal waren die abgezehrten Gesichter der Männer ruhig und entschlossen. Der Alpdruck der letzten Tage, in denen sich der Tod seine Opfer reichlicher als je zuvor geholt hatte, unerträglich gewesen. Das Leben des einzelnen war zu einer Sache von St-

„Finckenschläge“ und andere Bücher

Robert Gover „Ein Hundertdollar Mißverständnis“, 231 Seiten, Leinen, Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg.

Kann man darüber reden? Man kann! Fast ist man geneigt, Robert Govers Erzählung – die irreführend als Roman bezeichnet wird – als Public-Relations-Arbeit für das horizontale Gewerbe zu bezeichnen, denn seine vierzehnjährige Negergöre Kitten ist ebenso ordinär wie gerissen, und ihrem Partner, dem einige Jahre älteren College-Schüler Jim, in jeder Beziehung überlegen. Mit dem Geburtstagsgeschenk in Form eines Hundertdollarscheins in der Tasche, versucht sich der in drei Fächern durchgefallene Jim etwas aufzuheitern und gerät dabei an die kleine Negerin, die bei ihm ein einträgliches „Dauergeschäft“ wittert und recht schnell in den Besitz der Hundertdollarnote gelangt. Der hoffnungsvolle Jüngling, dessen Papa im Sittlichkeitsverein aktiv ist, versucht sein Geld trotz erwiesener Dienstleistungen zurückzubekommen, indem er nach besserer amerikanischer Lebensart einen Revolver zieht. Aber die Geschäftspraxis der kleinen Kraushaarigen erweist sich als viel raffinierter.

Dieses Wochenende voller Mißverständnisse und eindeutigen Einverständnis läßt Robert Govers von beiden Personen abwechselnd schildern, jedes Episöden wird aus ganz verschiedener Perspektive geschildert. Der groteske Gegensatz dieses Pärchens wird in den Monologen deutlich, darin liegt die Komik der Erzählung, weniger in einigen offenherzigen Anspielungen. Das Negermädchen quatscht, wie ihr der Schnabelgewachsen ist, sie denkt mit dem Popo, hundsähnlich und bar jeglicher Schulbildung, völlig immun gegenüber nationalen Phrasen, an denen sich ihr Partner vorübergehend berauscht; ihr genügt der Riecher für das „Dauergeschäft“. Der junge Mann dagegen erscheint als Heuchler und Feigling, als dressiertes Schoßhündchen einer Kaste, der sich mit leeren Redensarten selbst etwas vormacht. Die sozialkritischen und satirischen Absichten des Verfassers sind unverkennbar. Der Übersetzer Hans Wollschläger hat die mit Schimpfwörtern gespickte Rede der Negerin dadurch ins Deutsche zu retten versucht, daß er so schreibt, wie sie spricht, ohne Rücksicht auf die Grammatik. Mitunter läßt er Kitten im Berliner Jargon quasseln, das ist zwar nicht stilvoll, aber durchaus wirkungsvoll.

Harry Pross „Dialektik der Restauration“, 120 Seiten, broschiert, Walter-Verlag, Olten und Freiburg.

Von der politischen Konzeptionslosigkeit über das Wunschenken sieht Harry Pross die Entwicklung in der Bundesrepublik bis zum Machtwahn fortschreiten. Seine Polemik gegen restaurative Tendenzen ist unkonventionell und aufrüttelnd. Allerdings muß man sich fragen, ob gegenwärtig nicht dokumentarische Fleißarbeiten oder geschichtsphilosophische Deutungen wichtiger sind. Pross selbst bewegt sich auf einem holprigen Mittelweg, der stärkere Teil seines Buches ist der historische Rückblick, der aktuelle Teil dagegen wiederholt zum Teil längst bekannte Dinge wie die „Spiegel“-Affäre. Nachdenklich stimmt seine These, daß der Fatalismus weiter Bevölkerungskreise gegenüber der Politik wahrscheinlich bis auf den Dreißigjährigen Krieg zurückzuführen ist.

Die außenpolitisch ergebnislose Politik der Stärke und die seit Jahren hartnäckig betriebene atomare Bewaffnung der Bundeswehr kritisiert Pross scharf, er nennt sie „Ausflüsse eines kranken Geschichtsdenkens“. Nachdrücklich warnt er vor einem neuen Nationalismus, wie er sich beim Treffen der Sudetendeutschen 1964 zeigte. Nach Meinung von Pross liegt das einzige Verdienst der Ära Adenauer darin, dem Kapital genügende Investitionssicherheit geboten zu haben. Aber um welchen Preis? Durch den „verspäteten Kapitalismus“ in der Bundesrepublik hat die Konzentration der Konzerne alle bisherigen Ausmaße übertroffen. Wirtschaftliche Macht verwandelte sich in politische. So drängt sich für Pross mit Recht die Alternative auf: Entweder wird die demokratische Willensbildung auf die Betriebe übertragen oder die Demokratie wird von den Konzernen geschluckt! Das perfekte Zusammenspiel von Regierungsparteien und Wirtschaftsverbänden hat die Legislative in ihrer Bedeutung ja bereits geschmälert. Die Restauration hat keine neue Geschichtsauffassung nach 1945 hervorgebracht.

Werner Finck „Finckenschläge“, 168 Seiten, Halbleinen, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Was unterscheidet Werner Finck von der Autoindustrie? Er braucht seine guten Humor-Modelle nie zu ändern. Wer will, kann die alten Perlen auf sammeln, die der Finck so generös vor die Säue geworfen hat im Laufe der Jahrzehnte. In seinem Sammelsurium „Finckenschläge“ findet sich der Extrakt aus alten Büchern. Eins der früheren hat übrigens eine besondere Geschichte. Vom „Kautschubrevier“ des Jahres 1938 wurden 600 Exemplare vor der Gestapo verborgen, nach sieben Jahren, 1945, aus dem Versteck geholt, vom Verfasser signiert, nummeriert und mit einem Gedicht versehen. Ich besitze Exemplar 422 und bin darauf mindestens so stolz wie ein Käsefabrikant, dem man ohne Verdienste das Bundesverdienstkreuz umgehängt hat. Die Finckenschläge, Ausgabe letzter Hand, mit gefaßter Prosa und zerstreuten Versen enthalten so mancherlei aus der bösen alten Zeit, in der die Uhren so schnell liefen, daß 1000 Jahre nach zwölf bereits 'rum waren. Der lose Finck schmuggelte damals im später verbotenen „Berliner Tageblatt“ aufsässige Stichworte in seine Glossen, die bereits die Grenze des Möglichen überschritten. Die Kunst der Andeutung machte er zur lebensgefährlichen Pflichtübung. Karl Kraus hat ja nicht mit Unrecht gesagt, daß Satiren, die der Zensor versteht, mit Recht verboten werden. Heute ist es leichter. Nicht weil man als Kabarettist noch fast alles sagen kann, sondern weil das heutige Fernseh-Kabarett sich vor Prominenten abspielt, die prestigeverbissen über sich selbst lachen müssen, und „das ist das neue Dilemma des Kabarettists“. Doch das sind Theorien. Ersprißlicher ist die Lektüre der fast schon wieder aktuellen Verdunkelungsübung von 1938, der gereimten Pro- und Diagnosen für Deutschland und der Zellenzeilen von 1943: Die Schritte des Postens draußen vor der Zellentür
Sind die einzigen Schritte
Die für mich unternommen werden.
Die „Gedanken zum Nachdenken“ von 1945 stimmen auch noch 20 Jahre später. Finck stimmt aber auch zivilere Töne an,

plaudert über antike Möbel, das „privilegierte Gerümpel mit dem Heiligenschein des Jahrhunderts“ und serviert seine zwischen gewolltem falschem Pathos und echter Schnoddrigkeit angesiedelten Gedichte. Er verabschiedet sich mit dem auf den neuesten Stand gebrachten „Leben in Beurteilungen“, und da er angeblich kein neues Buch mehr schreiben will – seit Jahren warten wir auf die bereits angekündigte Autobiographie –, hat der Leser ausreichend Zeit, das alte kennenzulernen.

Horst Hartmann

Clara Asscher-Pinkhof:
Sternkinder
Format 13x20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 216 Seiten, 6,90 DM

„Der Titel ‚Sternkinder‘ klingt nach Märchenbuch. Doch die Sternkinder, von denen in diesem Buch berichtet wird, sind keine Märchenfiguren, sondern kleine holländische Mädchen und Jungen mit Hitlers Judenstern auf dem Schulkleid und der Spielschürze.“ So beginnt Erich Kästners Vorwort zu dem bedeutenden Buch der früheren Holländerin Clara Asscher-Pinkhof, die heute in Israel lebt. Das Buch wurde 1962 mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet, und das bestimmt zu Recht, obwohl es kein Jugendbuch im herkömmlichen Sinn ist.

Nur für wenige gibt es wirklich einen Ausklang wie im Märchen. Sie werden gegen Gefangene in Palästina ausgetauscht und reisen, direkt aus der Hölle des Lagers, in das die Nazis sie gebracht hatten, einer frohen Zukunft entgegen.

„Diese ‚Sternkinder‘ sind so wichtig, so erschütternd und so schrecklich wie das ‚Tagebuch der Anne Frank‘. Die Erwachsenen und die Halbwüchsigen müssen es lesen. Da hilft keine Ausrede. Wer sich daran begeistert, wie schnell und wie hoch der Mensch zu fliegen imstande ist, der muß auch wissen, wie abgrundtief er sinken kann... Wer die Schuld aus jenen Jahren unterschlägt, wäre kein Patriot, sondern ein Defraudant. Wer aus der schuldlosen Jugend eine ahnungslose Jugend zu machen versuchte, der fügt neue Schuld zur alten.“ So schließt Erich Kästner sein Vorwort.

Erich Maria Remarque:
Arc de Triomphe
Format 13x20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 404 Seiten, 7,90 DM

Remarque schildert das letzte „Friedensjahr“ vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges. Die Handlung spielt in Paris, und dort in den kleinen Hotels, Kneipen und Nachtlokalen, in den Straßen rund um den Triumphbogen. Diese kleinen Hotels sind voll von deutschen Flüchtlingen, die meist ohne Paß, ohne Aufenthaltsgenehmigung und ohne Arbeitserlaubnis in Paris leben: zu Hause in Deutschland würde ihnen als Gegner des Nazi-Systems das Konzentrationslager sicher sein. In Paris werden sie nur von der Fremdenpolizei gejagt (und von ihrer Verzweiflung!).

Hier ist das eindrucksvolle Bild einer Epoche mit einer ungewöhnlichen Liebesgeschichte verknüpft. Es wird viel geliebt und viel getrunken in diesem Buch, es gibt Bordell-Szenen und kühne Berichte von Operationen – aber alles ist für erwachsene Leser zumutbar.

Büchergilde Gutenberg



Willi Dirx Ausschnitt aus: „Durchzug durchs Rote Me...

Kunst zu Besuch bei der Justiz

Unser Kollege Rolf Jäger, Sekretär der Gewerkschaft ÖTV in Wuppertal, hatte, als er noch Vorsitzender des Personalrats bei der Oberstaatsanwaltschaft in Duisburg war, eine Idee, die er dann mit Hilfe des Chefs des Hauses, des Landgerichtspräsidenten, in die Wirklichkeit umsetzte. Und so gibt es nun seit zwei Jahren Kunstausstellungen in der Kantine des Duisburger Landgerichts. Rolf Jäger schreibt uns darüber:

Am Anfang stand der Wunsch des Malers Martin Wolter, der einige Jahre bei der Justiz in Duisburg tätig war, einen Raum für eine Ausstellung seiner Bilder zur Verfügung gestellt zu bekommen.

Diese erste Ausstellung verlief nicht reibungslos. Es kam zu Diskussionen über die Bilder (Martin Wolter ist der gegenständlichen Kunst verhaftet. Er malt sehr dekorativ. Seine Bilder sind in gutem Sinne schön), mehr aber noch um den Ort der Ausstellung. Und wie es manchmal so geht: Die Duisburger Presse nahm Anstoß daran, daß einige Linolschnitte, die Stationen des Kreuzwegs darstellend, in einer Kantine ausgestellt wurden. Die Kritik richtete sich weniger gegen die Bilder, als vielmehr dagegen, daß der Leidensweg Christi über Menschen hing, die darunter Gespräche führten, ihr Spiegelei aßen oder gar einen Witz rissen. Aber diese Kritik enthielt auch die Anregung, einem anderen Künstler die Kantine für eine Ausstellung zu öffnen.

Mit dem Zeichner Klaus Spitzer zog dann ein Künstler in die Kantine ein, der die wesentlichsten Jahre seines Lebens in Duisburg verbrachte und heute als Kunstlehrer an einem Gymnasium in Neuß tätig ist. Seine reizvollen Zeichnungen, Eindrücke aus Italien, waren so eindringlich, daß es irgendwelche Auseinandersetzungen über das, was er zeigte, nicht gab, zumal die Duisburger Zeitungen sich jetzt verständnisvoll über die nun schon dritte Ausstellung des Landgerichts berichteten.

Mit dem Lob der Presse wandelte sich auch das Verhältnis der Leute, die bisher der Sache ablehnend gegenüberstanden. Was bisher geduldet war, wurde nun gefordert.

Dem Zeichner Klaus Spitzer folgte der Duisburger Maler Paul Weller (kürzlich verstorben) mit gekonnten Aquarellen und Tuschezeichnungen.

A. Paul Weller, vielen Duisburgern vor allem durch seinen Kritischen Kalender bekannt, entsprach dem Wunsch der Veranstalter und schickte 25 Lithogra-



P. A. Weber „Gerichtsszene“

Martin Wolter „Bootswrack“



phien, die sich zum Teil mit der Justiz und ihren Dienern recht kritisch auseinandersetzen. – In der Zeit vom September bis Oktober 1964 fanden sich die Besucher der Kantine von dem Band der Lithographien umgeben. Titel wie „Schuldslamm“, „Splitter und Balken“, „Lokaltermin“, „Ellenbogenstoßbrigade“, „Vorbeimarsch der Elite“ und „Rückwärts“ trafen ins Schwarze.

Es gibt in der Justiz genügend Leute für Selbstkritik, die begeistert waren von der Art, wie Weber ihnen den Spiegel vor das Gesicht hielt und sie mit dem überraschte, was sie in diesem Spiegel fanden. Was niemand für möglich hielt, trat als Webers Bilder abgehängt wurde. Man bedauerte, daß die Wände leer wurden und wünschte, daß bald wieder was an den Wänden hängen sollte, das betrachten sich lohne.

Das Anerbieten von Professor Otto Pankok, einige Holzschnitte für die Kantine zur Verfügung zu stellen, fand deshalb nicht nur den Beifall des größten Teils der Kantinebesucher, sondern auch der neuen Landgerichtspräsidenten. Die Veranstalter durften 30 Holzschnitte aus dem riesigen Werk des Professors aussuchen und glaubten, einen guten Querschnitt zu zeigen. Es gab nur Freude über die Gezeigte und die Möglichkeit, den Maler, der aus der zum Landgerichtszirk gehörenden Stadt Mülheim a. d. Ruhr stammt, in seinem Werk und auch persönlich kennenzulernen.

Otto Pankok folgte der Wuppertaler Holzschnitzeichner Willi Dirx mit feinen und sinnigen Arbeiten, die den Betrachter zum Nachdenken zwingen. Die Maserung des Holzes ist in die Darstellung mitbezogen. Wohl einer unserer besten Illustratoren.

Danach Enric Rabasseda, ein Spanier, den es nach Deutschland verschlug, hat. Seine Tuschezeichnungen stellen Menschen dar. Hulda Pankok, die Gattin von Professor Otto Pankok, hatte für das Ausstellungsverzeichnis einen Text über Enric Rabasseda geschrieben.

Zur Zeit ist Rudolf Rothe, einst Meisterschüler von Professor Otto Pankok, Geschäftsführer in der Kantine. 25 Radierungen, in denen er sich ausschließlich mit der menschlichen Gestalt befaßt, zwingen den Besucher der Kantine zum aufmerksamen Hinsehen.

Im Laufe von zwei Jahren sind die Ausstellungen in der Kantine im Landgericht in Duisburg nun so etwas wie eine Institution geworden. Wird in Duisburg über Kunstausstellungen gesprochen, so wird auch die Kantine im Landgericht erwä-

Brückenschlag zur Arbeitswelt

„aufwärts“ berichtete in den Nummern 9 und 10 unter dem Titel „Brückenschlag zur Arbeitswelt“ über Versuche in Berliner Schulen. Das Bemühen, den Schülern den Übergang von der Schule zum Betrieb zu erleichtern, ist eine notwendige und sehr begrüßenswerte Maßnahme. Der DGB-Landesbezirk Berlin verfolgte aufmerksam und kritisch die seit 1962 begonnenen Versuche in den Sozial- und Betriebspraktika mit Schülern der Abgangsklassen der Oberschule praktischen Zweiges. Die Kritik wandte sich gegen die ziel- und planlose Durchführung der Praktika und die Auswahl der Betriebe. Vom Einzelhandelsladen „an der Ecke“ bis zum Kaufhaus, vom Handwerksbetrieb zum Großbetrieb mit Lehrwerkstatt, von Kindergärten und Krankenhäusern sowie Verwaltungen reichte die Skala, in die Schüler vermittelt wurden. Dieses so ungewohnte Entgegenkommen der Arbeitgeberseite mußte bei Kenntnis des Lehrlingsmangels in bestimmten Berufen den Verdacht erwecken, daß neue Wege der Lehrlingswerbung beschritten werden und die Praktika zur Betriebsfindung dienen soll. Das lag jedoch nicht in der Absicht der Schulverwaltung, doch die Anlage dieser Maßnahme schließt eben ein solches nicht weitgehend aus. Auch die Zielsetzung, wie sie die Schulverwaltung später in einem „Entwurf einer Ordnung für Betriebspraktika“ niederlegte, fand nicht die Unterstützung des DGB-Landesbezirks Berlin. Darin hieß es: „Betriebspraktika geben den Schülern die Gelegenheit, einen Einblick in die Berufs- und Arbeitswelt zu erhalten (Betriebsatmosphäre), um die im Unterricht erworbenen Kenntnisse und Einsichten durch einen eigenen Erfahrungs- und Erlebnisbezug vertiefen zu können. Diese Erfahrung bildet eine Grundlage für das Unterrichtsgebiet Kultur- und Gemeinschaftskunde, Erkundung der Berufs- und Arbeitswelt.“

Selbst wenn berücksichtigt bleibt, daß die Begriffe Berufs- und Arbeitswelt nicht klar definiert sind, schien die Absicht, Betriebsatmosphäre wirklichkeitstreu von Schülern erleben zu lassen, zweifelhaft, zumal sich immer stärker auch bei den Lehrlingen der Schutzraum Lehrwerkstatt als pädagogisches Erfordernis durchsetzt. Ferner ist es auch mit den besonderen Vorkehrungen und Maßnahmen zum Schutz von Leben, Gesundheit und Sittlichkeit unvereinbar. Darüber hinaus stellt sich die Frage, inwieweit nach der jetzigen Ausbildung der Lehrer diese über ausreichende Erfahrung des Betriebsgeschehens und der sozialen Zusammenhänge verfügen, um Fehlbeurteilungen der Schüler korrigieren zu können. Das richtet sich jedoch nicht gegen die Lehrer, sondern nur gegen ihre Ausbildung, die diese Tatsachen nicht einbezieht.

Dem DGB-Landesbezirk Berlin waren die Vorstellungen der Schulverwaltung zu einseitig nach schulischen Gesichtspunkten konzipiert und berücksichtigten nicht maßgeblich die Erkenntnisse und Notwendigkeiten der beruflichen Bildung. Im Sinn einer konstruktiven Kritik verfaßte der DGB Berlin unter wesentlicher Mitarbeit der in der beruflichen Bildung Stehenden, wie Berufsausbilder, Berufsberater und Berufsschullehrer, einen Alternativplan, der seines Erachtens die realen Gegebenheiten zweckmäßiger erfaßt. Im Wissen um die Schwierigkeiten bei der Berufswahl und die häufig getroffenen Fehlentscheidungen Jugendlicher und aber auch deren Eltern, aus der Unkenntnis der Anforderungen und Inhalte des gewählten Berufes formulierte der DGB Berlin die Zielsetzung so: „Den

Schülern ist in den letzten Vollschuljahren durch Beschäftigung mit Werkstoffen und typischen Tätigkeiten verschiedener Berufsfelder die Möglichkeit zu geben, ihre Fähigkeiten und Neigungen zu erkennen sowie durch geeignete Maßnahmen betriebliche und berufliche Anforderungen selbst zu erfahren. – Das Praktikum soll drei bis vier Berufsfelder von je ein bis drei Wochen umfassen, dabei ist die Berufsstruktur angemessen zu berücksichtigen.“

Eine besondere Bedeutung wird der planvollen Durchführung und der besonderen Auswahl der Stätten beigemessen. So sollten zu den Aufgaben des beim Senator für Schulwesen noch zu bildenden Beirats folgende gehören:

a) Aufstellung von Plänen zur Durchführung der Praktika in den einzelnen Berufsfeldern.

b) Auswahl geeigneter Stätten zur Durchführung der Praktika. Nur solche Stätten sind geeignet, die in der Lage sind und sich verpflichten, die vorgeschriebenen Pläne durchzuführen.

Soweit die unterschiedlichen Positionen, wie sie sich z. Z. noch in der Diskussion befinden. Die endgültige Festlegung der Zielsetzung und Durchführung der Betriebspraktika soll dem in nächster Zeit zu berufenen Beirat vorbehalten bleiben.

Horst Haase

Guter Vorschlag

Frau Zena Harman, Vorsitzende des Exekutivrates des Weltkinderhilfswerks (UNICEF), hat bei der Entgegennahme des Friedens-Nobelpreises vorgeschlagen, jede erfolgreiche Abrüstungskonferenz sollte künftig zur Strafe dem Weltkinderhilfswerk ein Bußgeld zahlen, etwa in Höhe der Kosten eines Polaris-U-Boots (800 Millionen Mark).
Jährliche Weltrüstungskosten: 720 Milliarden Mark.
Tägliche Kriegskosten der USA in Vietnam: 66 Millionen Mark.
Jahresbudget der UNICEF: 140 Millionen Mark.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.
 Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Die Rabasseda „Junge Frau“

Pankok „Zigeunermädchen“

Rudolf Rothe „Antike Szene“



Eine Tagung der Gruppe 61

Von Karlhans Frank

Bereits in zahlreichen Aufsätzen, Artikeln, Dissertationen bemühten sich mehr oder minder kluge Leute um eine Definition des Wortes „Arbeiterdichtung“. Die „Dortmunder Gruppe 61 für künstlerische Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt“ stellt in ihrem vollständigen Namen ebenfalls eine Definition vor. Die Gruppe 61 hat eine mehr als lokale, hat eine echte Aufgabe und Bedeutung. Ihre Geschäftsstelle befindet sich in Dortmund, doch ihre Mitglieder kommen aus vielen Städten und Ländern. Die Arbeit der Gruppe findet Beachtung in Ost und West, dabei ist die Gruppe in jeder Beziehung unabhängig und nur den selbstgestellten künstlerischen Aufgaben verpflichtet. Bekanntestes Mitglied ist wohl Max von der Grün, dessen Romane „Männer in zweifacher Nacht“ und „Irrlicht und Feuer“ vor allem in der Bundesrepublik, aber auch in der DDR heftig diskutiert wurden. Mitinitiator der Gruppe ist der Dortmunder Bibliotheksdirektor Fritz Hüser, dessen „Archiv für Arbeiterdichtung und Soziale Literatur“, eine einzigartige Sammlung von Handschriften, Drucken und Dokumenten, in ihrer Bedeutung für die Erforschung der sogenannten Arbeiterdichtung kaum überschätzt werden kann. In den Räumen der Dortmunder Bibliothek trifft sich denn auch die Gruppe 61 zu Lesungen und Gesprächen. Solche Tagungen bieten die Möglichkeit, vieles über den gegenwärtigen Stand der Arbeiterdichtung zu erfahren. Am vergangenen Buß- und Betttag wurden in Dortmund Gruppenneulinge mit ihren literarischen Werken vorgestellt. Der Tag war zweigeteilt: vormittags lasen die Autoren, nachmittags wurde über das Gehörte diskutiert. Erfreulich – und in literarischen Gruppen leider selten – war die

Freundlichkeit, mit der es trotz aller Härte in der Diskussion zugeht; man spürte: jeder will jedem helfen. Mitveranstalter dieser Tagung war erstmalig die Volkshochschule der Stadt Dortmund. Eine Ehre für alle Teilnehmer war die Anwesenheit des Dr. A. T. Wegner, einer der wenigen noch lebenden großen Expressionisten.

Als erster las der Kölner G. Wallraff, der unter dem Pseudonym Jürgen Wallmann zu-packende Fabrik-Reportagen veröffentlichte, beispielsweise in der Gewerkschaftszeitung „Metall“. Jürgen Wallmann nennt die Dinge beim Namen, er schreibt „Ford-Werke“, wenn er die Ford-Werke meint. Er lernte seine industrielle Umwelt als Werkstudent kennen und kam zu Ergebnissen wie: „Ak-kord ist langsamer Selbstmord“ oder „70 Pfennig pro Stunde Höchstzulage treiben besser als Sklaventreiber“. Er scheut sich nicht, die „Blohm & Voß KG“ anzuprangern, die „vorausschauende Planung“ dieser Firma bekanntzugeben, die inzwischen wieder Panzerteile herstellt. Wallmanns „Auseinandersetzung“ ist treffend, ehrlich, wirkungsvoll; sein Stil ist trocken, seine Wortwahl genau bis in die Nuancen. Wie nötig solche analysierenden Arbeiten sind, bewies der Diskussions-Beitrag einer jungen Dame, die unsere in Westdeutschland proklamierte Freiheit so auslegte, daß Arbeiter schließlich selbst schuld seien, wenn sie „nur“ Arbeiter sind.

Alle an diesem Tag noch gelesenen literarischen Versuche gingen weniger unter die Haut als diese Reportagen, auch die Skizze „Schichtwechsel“, ein Beitrag von Angelika Mechtel aus München. „Schichtwechsel“ ist eine reizvoll erzählte Geschichte, die vielleicht Teil einer größeren Arbeit werden wird. Aus die-

sem Fragment konnte man die Müdigkeit der Frauen herausspüren, die sich vor oder nach der Arbeit in der Kantine treffen; die Gleichgültigkeit und Sinnlosigkeit ihres Tuns (zuerst nur für die Kinder, aber dann macht man's doch weiter) ist klar dargestellt. In der Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, ob diese Arbeit „Feuilleton oder Literatur“ sei. Sei dem, wie es sei: mir ist ein gutes Feuilleton lieber als schlechte Literatur, und wenn das Wort „Arbeiterdichtung“ mitbeinhaltet, daß solche Literatur von Arbeitern gelesen werden sollte (?), dann sollte man sich merken, daß Arbeiter eher die Feuilletons in ihrer Zeitung lesen als Literatur.

Als „schlechte Literatur“ empfand ich die sogenannte Grotteske „Die Rente“, vorgelesen von Elisabeth Engelhardt, der Verfasserin des Romans „Feuer heilt“. Dabei waren zweifellos in dieser „Grotteske“ gute Ansätze zu finden. Wahrscheinlich hat sich die Schriftstellerin von der Komik ihres Themas zur Oberflächlichkeit verleiten lassen. Die Geschichte handelt von einer älteren und kranken Textil-Arbeiterin, die selbst dann noch keine Rente bekommt, als sie „mit dem Kopf unter dem Arm“ zum Arzt kommt. Daß der Arzt diesen Kopf wieder annäht und Heldin Amanda in ihre Fabrik schickt, ist einerseits eine flache Pointe, andererseits aber auch ein Denkfehler von Frau Engelhardt, denn die Aufgabe des Arztes ist das Heilen (also das Kopf-Annähen) und nicht das Rente-Ver-schreiben. Sinnvoller für diese Erzählung wäre ein Schluß, in dem der Kopf ab-bleibt, Amanda aber trotzdem keine Rente bekommt.

Kurt Küther, Lyriker und Bergmann, las seine erste Erzählung. Sie war mißglückt. Zuviel wollte der 1929 geborene Autor

hineinpacken. Für einen dicken Roman hätte der Stoff ausgereicht. Nun, das ist ein Erstlingsfehler: junge Erzähler fürchten oft, daß die Handlung nicht ausreicht. Sehr sprachgewandt gemacht war „Sandstrahlfabel“ des Österreicherstheas Mander. Zwar warf ihm Herrschimpf, Herausgeber der Zeitschrift „Literatur und Kritik“, „kürbiskern“, sei „reaktionär“, doch lag da wohl ein Mißverständnis vor. Manders hat sucht, die psychologische Struktur von seiner Arbeit Pervertierten bloß zu zeigen, war dabei sprachlich stellen-ins Mystische abgerutscht. Dagegen man empfindlich sein, sollte aber die ungeheuren Schwierigkeiten solches Versuches übersehen.

Schließlich las noch Wolfgang Körner ein Verwaltungsbeamtentagebuch, ein Roman über sein Arbeitsfeld. Die dichte und frisch klingende Textsprache seines Helden im Büro befand. Schöner der zweiten Szene – Körners Roman bummelt durch die Stadt – zeigten Schwächen. Die dritte Szene, die ob-torische Liebesszene, verflachte zu nalen Klischee. Natürlich – auch Ar-beite und Beamte lieben; aber eben nicht in schlechten Kinostücken. Hoffen-schreibt Wolfgang Körner diesen seines Werkes neu – es wäre schade um seinen Roman.

Die Tagung bewies erneut, daß die „Gruppe 61“ auf richtigem und wichtigem Wege ist, daß es ihr gelingt, junge Leute zu aktivieren, auf daß „der ewige Falten-schmerz“ aus unserer Literatur verschwinde. Sie hat den ersten Teil ihrer selbstgestellten Aufgabe erfüllt, aber sie ist noch nicht unnötig, denn noch immer gilt: Oskar Loerke einmal notierte: „Vor-lieben haben Maschinenhalle und Miets-keinen Stil, nur Leben.“

Schichtwechsel

Von Angelika Mechtel

Die Tür muß Lisa mit der Hand zu-drücken, hinter sich den Schwall steifer Morgenluft. Sie hängt den Mantel, der dunkel ist, nach Winter riecht, an den Ständer. Setzt sich an den runden Tisch daneben.

Der Mann hinter der Theke holt eine Tasse vom Regal. Öffnet den Hahn der Kaffeemaschine. Läßt das Porzellan volllaufen. Nimmt die Tasse auf die rechte Handfläche, das Milchkännchen zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, bringt beides zu Lisa.

Gegenüber steigt die Sirene. Schichtwechsel in der Schokoladenfabrik. In einer Viertelstunde kommen die nächsten dran. Sie arbeiten für Ostern jetzt. Draußen liegen Schneereste. Die letzten dieses Jahr. Vor den Fenstern hängt Feuchtigkeit im Wind. Die Fabrik arbeitet für Ostern: Hasen, Eier, Pralinen, alles, was dazu gehört. Lisa muß aussortieren. Den Bruch beiseite schieben. In einer Viertelstunde am Fließband.

Die Tür wird aufgestoßen. Der Schankraum, niedrig, die Tische, niedrig und rund und dunkel gebeizt, füllt sich mit

denen von der beendeten Schicht. Lisa setzt die Lippen ans Porzellan, das warm ist vom Kaffee. Hebt mit beiden Händen die Tasse fingerbreit an. Zieht zwei Schluck über die Zunge in den Hals. Heiß und stark der Kaffee. Herb ohne Milch und Zucker. Warm der Raum. Voll Schokoladengeruch jetzt, wo so viele hereingekommen sind.

Eine Frau setzt sich zu Lisa. Breit und behäbig. Rotblond der Kopf und die Haut. Prallgespannt der Pullover.

„Gehörst du auch zur Fabrik?“ fragt sie, die Stimme wie aufstoßendes Aluminium. „Ja“, sagt Lisa, „in einer Viertelstunde“. Die Frau holt ein Päckchen aus der rindsledernen Tasche. Wickelt das Brot aus. Knüllt das fettige Papier zusammen. Legt es vor sich auf den Tisch. Ihre Zähne sind kräftig. Graben sich grob ins Brot. „Für heut hab ich's hinter mir“, sagt sie, „zu Haus leg ich mich erst mal aufs Ohr“. Lisa sieht rote Wurst zwischen den beiden Brothälften. Sieht das Aufeinandermahlen der beiden Kiefer, gleichmäßig, zäh.

„Hast du auch Kinder?“ Die Frau spricht, den Mund noch nicht leer.

„Vier Stück“, sagt Lisa.

„Vier Stück?“ Die Frau gegenüber lacht, „wie hast du denn das gemacht? Du bist doch noch keine dreißig.“

„Ich hab früh geheiratet.“

„Und der Mann verdient wohl nicht genug? Ja, viere wollen ernährt sein.“

„Die Arbeit ist nicht schwer“, sagt Lisa, „ich tu's für die Kinder.“

Die Frau beißt ins Brot. „Hab' ich auch gemacht“, sagt sie, „hab' ich auch gemacht. Jetzt sind alle groß. Arbeite trotzdem. Zwanzig Jahr bald. Zwanzig Jahr jeden Tag Schokolade.“ Lisa nickt. Trinkt an ihrem Kaffee. „Ich steh am Fließband“, sagt sie, „Bruch aussortieren.“ Ihr Gesicht ist schmal. Vom Winter gebleicht die Haut. Eng die Augen. Nicht hoch die Stirn unterm braunen Haarschopf, der in den Nacken hängt. „Ich arbeite seit drei Jahren“, sagt sie, „seit die Älteste groß genug ist, auf die anderen achtzugeben. Ich tu's nur für die Kinder.“ Die Frau gegenüber schiebt mit zwei Fingern den Rest Brotrinde in den Mund. Schließt die

Lippen davor. Kaut den Bissen klein. „In Bochum mach die Arbeit gern“, sagt sie, „an Beermund nicht leer, „jetzt spritz ich Veeränderungen auf Pralinen. Für mich fällt der, 1895 immer was ab.“

Freund Lisa lacht. Das Lachen springt laut Deutschland den Lippen: „Ich mag Schokolade nicht mehr. Ich tu's nur für die Kinder.“

Auf dem zusammengeknüllten Brot; es w Brotpapier sitzt unvermutet die Müstow. Noch jung. In der Wärme des Schaugengeräums ausgeschlüpft. Zu früh. Sie spanz den Kopf, die Kugelaugen groß, vor, sa sien, gegen das Papier, sucht Brösel. Peren sich mit beiden Vorderbeinen. Sitzt an seit Mager noch, warm und ohne Staub. Dr Chr fliegt sie hoch. Untergetaucht im Dsch, der mer des kleinfenstrigen Raums.

„Nur für die Kinder“, sagt die Rotblonde und lacht, „du mußt jetzt 'rüber.“

Lisa nickt. Die Mücke sitzt auf dem Tassenrand. Sie hebt die Tasse. Den letzten Schluck, nehmen. Die Mücke fliegt auf die blaie Tischplatte. Sitzt mager. Langsam zcharak Lisa den linken Arm hoch. Schlägt schon 1 flacher Hand die Mücke tot. Olivier

Nie vor der Wahrheit fliehen...“

100. Geburtstag von Romain Rolland

ckten R...
Nun, d...
zähler f...
ht aus...
cht wa...
reichers...
d in sein...
Herr...
schimpfliche...
Fleck des...
Boulangis-...
wird sich...
bald über...
ganz Frank...
reich; aber...
kann ich...
um seinet...
willen me...
ine Seele...
töten, me...
in Gewiss...
en verat...
en? ... I...
ch will n...
icht has...
sen. Ich...
will sel...
bst mei...
nen Fein...
den Gere...
chtigkeit...
widerfah...
ren lass...
en. Inmi...
tten all...
er Leide...
nschaft...
en will...
ich mir...
die Klar...
heit des...
Blickes...
bewahre...
n, um al...
les verst...
ehen und...
alles lie...
ben zu...
können.“

stellig...
s ging...
die Bedr...
ohung gl...
ücklicher...
e gegen...
vorüber...
Frankre...
ich über...
wand die...
rdung. A...
ber das...
Problem...
Freiheit...
aterland...
- Freiheit...
oder Vate...
rland -...
Die Wahr...
ichtigkeit...
oder Vate...
rland -...
beschäft...
igte

nd von...
Jugend...
auf und...
bestimm...
te

blisch...
den Ver...
lauf sein...
es Lebens...
ext, sol...
t in der...
langen...
Reihe se...
iner (vi...
el zu d...
Sch...
gespiel...
ten) The...
aterstü...
cke, die...
er Rom...
an...
kteristi...
scherwe...
ise in...
„Dram...
en des...
Besieg...
ens“ und...
„Dram...
en der...
Besieg...
ung“ und...
„Theat...
er des...
Volkes“...
und

hte zur...
ater der...
Revoluti...
on“ grup...
pierte, h...
at

ich Ar...
tunge...
Dicht...
er imm...
er wiede...
r dieses...
en nich...
em zu...
ergrü...
nden v...
ersucht...
„Soll...
Hoffe...
meinem...
Vaterlan...
d gehor...
chen o...
der die...
sem Ge...
wissen?“...
läßt...
er ein...
einer

wäre...
en fr...
agen; d...
amals...
weiß...
er noch...
kann...
er noch...
nicht...
wissen...
daß...
er

st, daß...
im Aug...
ust 1914...
als der...
Weltkri...
eg

nd wic...
htig, d...
ie Ant...
wort...
auf die...
Frage

unge...
in w...
ird...
... Und...
eine...
andere...
seiner

wige...
Falte...
spricht...
die Wo...
rte, die...
dem

ersch...
wem V...
aterlan...
d und...
Freihei...
t eine

elbst...
gebu...
ng ins...
Positive...
geben...
und die...
zur

noch...
sch...
n...
für R...
ollands...
Handeln...
in

er gilt...
weltp...
olitisch...
en und...
gesells...
chafts-

„Vor...
sich...
en Kon...
flikten...
wurde...
: „Mein

Land...
ist ü...
berall...
dort, w...
o die...
Freihei...
t

ht ist.“

eiten...
Rahme...
n der...
Aussöh...
nung d...
er liegt...
ihm die...
Aussöh...
nung z...
wischen...
seinem...
Volk

und dem...
deut...
schen

ganz...
besond...
ers am...
Herzen...
Nach

für Fr...
ankre...
ich so...
schmerz...
lichen

erlage...
von 1871...
in der...
Schatt...
en

m 29...
Januar...
1866...
gebore...
ne R...
olland

ächst...
will...
er mit...
helfen...
den z...
neu-

Morden...
dränge...
nden H...
aß dur...
ch

sehr den...
Krieg, i...
ch für...
chte i...
hn sch...
on lan...
ge... I...
ch liebe...
mein...
teures...
Frank...
reich;...
aber...
kann...
ich u...
m sein...
etwill...
en me...
ine S...
eele t...
öten, m...
ein Ge...
wissen...
verat...
en? ... I...
ch will...
nicht...
hasse...
n. Ich...
will...
selbst...
meine...
Feinde...
n Gere...
chtigke...
it w...
iderfah...
ren las...
sen. In...
mitte...
n all...
er Lei...
den-...
schaf...
ten wi...
ll ich...
mir d...
ie Kl...
arheit...
des B...
lickes...
bewah...
ren, u...
m al...
les v...
erst...
ehen...
und...
alles...
liebe...
n zu...
könn...
en.“

So schrieb...
Rolland...
1898 -...
und so...
handelt...
e er im...
August...
1914. B...
is dah...
in hatte...
er in...
stillst...
er Zur...
ückgez...
ogenhe...
it gele...
bt, wi...
e in...
einer...
Kloster...
zelle, n...
ur sein...
er Ar...
beit h...
in-...
gegebe...
n. Das...
war s...
eine W...
elt, ab...
er auch...
in die...
se W...
elt br...
ach d...
er Kri...
eg ein...
der s...
chreck...
liche...
Brude...
rkrieg...
der eu...
ropäi...
schen...
Völke...
r. Und...
jetzt...
mußte...
er ha...
ndeln...
; ich...
zitiere...
Rolland...
aus s...
einem...
Buch...
„Die...
Reise...
nach...
Innen“...
: „Kei...
ner s...
prach!

Holzschnitt von Frans Masereel zur Einleitung von Band 3 des „Johann Christof“ von Romain Rolland. Dialog des Dichters mit seinem Schatten.



Keiner...
von den...
Ältere...
n, von...
den F...
ührern...
freien...
Denkens...
in der...
Kunst...
und in...
der P...
olitik!...
Niemand...
in Fran...
kreich...
niemand...
außer...
halb...
Frank...
reichs...
- nur...
die g...
roße...
Schnau...
ze des...
Krieges...
brüllte...
! - Also...
mußte...
es sei...
n. Ich...
war al...
lein. I...
ch hab...
e ges...
proche...
n. Weil...
ich al...
lein w...
ar... I...
ch wu...
ßte n...
ur zu...
gut, w...
as ich...
dabei...
verlie...
ren w...
ürde: d...
en Fri...
eden m...
einer...
Arbeit...
und d...
ie Fre...
unds...
chaft...
en von...
zwan...
zig J...
ahren!“

Jahrze...
hnte...
später...
ließ...
Rolland...
in sei...
nem...
zweite...
n gro...
ßen R...
omanz...
yklus...
seine...
Annet...
te sag...
en: „I...
ch füh...
le mit...
allen...
die al...
lein...
kämp...
fen.“

Rolland...
kämpfte...
allein...
oder...
doch...
fast...
allein...
Woche...
für W...
oche...
veröf...
fentlic...
hte

er sei...
ne Auf...
sätze...
seine...
Aufrufe...
gegen...
den H...
aß, g...
egen...
den K...
rieg, g...
egen...
den N...
ational...
ismus...
in al...
len L...
ändern...
(auch...
in sei...
nem...
gelieb...
ten Fr...
ankre...
ich, d...
as ih...
n nun...
als „V...
erräte...
r“ ver...
stieß...
...), f...
ür d...
ie Fri...
eden...
unter...
den V...
ölkern...
- mitte...
im K...
rieg. S...
chärfe...
r als...
irgende...
in ander...
er sah...
der U...
nbest...
echliche...
die un...
erbitt...
liche...
Alter...
native...
; schon...
im Ja...
nuar...
1915...
zum...
Bei...
spiel...
schrie...
b er: „M...
an mu...
ß jed...
och w...
ähle...
n: ent...
weder...
das m...
ensch...
liche...
oder...
das n...
ation...
ale I...
deal“;...
um die...
selbe...
Zeit...
schrie...
b er, n...
och d...
eutlic...
her: „M...
achen...
Sie s...
ich k...
eine...
Illusi...
onen...
... E...
s gib...
t nur...
ein M...
ittel...
ein e...
inzig...
es, s...
ich v...
on die...
ser G...
ewitter...
atmosph...
äre zu...
befrei...
en: die...
Befrei...
ung v...
om V...
aterlan...
dsge...
danken...
Wer...
auf...
das...
Heil...
der b...
edroht...
en M...
ensch...
heitsz...
ivilis...
ation...
bedacht...
ist, w...
ird un...
vermeid...
lich z...
diesem...
furch...
tbaren...
aber...
notwend...
igen...
Entsch...
luß g...
etrie...
ben w...
erden.“

So wurde...
der g...
roße...
Franz...
ose R...
omain...
Rolland...
zum...
gro...
ßen E...
uropä...
er, ja...
noch...
mehr: z...
um be...
wußte...
n Welt...
bürger...
Sein...
Blick...
weitete...
sich -...
nach...
dem O...
sten, w...
o ger...
ade...
das r...
ussis...
che V...
olk s...
eine...
Frei...
heit...
errang...
und...
weiter...
nach...
Asien...
dessen...
tief...
humane...
Kultur...
Rolland...
früher...
als...
andere...
Europ...
äer...
erkan...
nte -...
von...
ihm...
stamm...
en die...
ersten...
bedeut...
enden...
Bücher...
über...
die i...
ndisch...
en Den...
ker V...
iveka...
nanda...
, Ra...
makr...
ishna...
, Gand...
hi. Und...
in ein...
em B...
rief...
nach...
Indien...
schrie...
b er: „D...
ie na...
tion...
alen...
Vater...
lände...
r sind...
für...
mich...
nur...
noch...
Pro...
vinzen...
des...
einen...
gro...
ßen V...
aterlan...
des, z...
u des...
sen E...
ntsteh...
ung...
wir...
alle...
beit...
ragen...
müssen.“

Romain...
Rolland...
der s...
ein Le...
ben und...
sein...
Werk...
in den...
Dienst...
der V...
ölkerv...
ständ...
igung...
und...
des F...
riedens...
gestell...
t hat...
mußte...
zwei...
schreck...
liche...
Kriege...
erleben...
; noch...
vor...
dem...
Ende...
des...
zweite...
n Welt...
krieges...
ist...
er g...
estor...
ben, am...
30. D...
ezembe...
r 1944...
im h...
eimat...
lichen...
Vezel...
ay, d...
as s...
eit...
1940...
von...
den...
Truppe...
n Hit...
lers...
besetz...
t war...
Aber...
er h...
at ni...
emals...
aufgeh...
ört, an...
die...
Mögl...
ichkeit...
des G...
uten...
zu gl...
aube...
n und...
der...
Jugend...
zu v...
ertra...
uen. Aus...
einem...
wenig...
bekann...
ten B...
rief, d...
en R...
omain...
Rolland...
1926...
an S...
chweiz...
er St...
udent...
en rich...
tete...
die...
ihn...
um...
die...
Beant...
wortung...
der...
sie...
beweg...
enden...
Fragen...
gebet...
en h...
atten...
seien...
hier...
einige...
Sätze...
zitiert:

„Ehrlich...
keit...
im Ge...
iste: D...
as hei...
ßt, n...
ie vor...
der...
Wahr...
heit...
fliehe...
n, sie...
wollen...
und...
um...
jeden...
Preis...
erringe...
n, das...
heißt...
Verach...
tung...
zeigen...
allen...
halb...
en, le...
ichten...
ge...
fäll...
igen...
Lösun...
gen. D...
as hei...
ßt d...
as W...
agnis...
auf...
sich...
nehme...
n, sel...
bst...
wissen...
selbst...
verst...
ehen...
selbst...
urteil...
en und...
selbst...
ents...
scheide...
n wolle...
n, sel...
bst...
ständ...
ige G...
edanke...
n wagen...
... I...
ch bin...
ein...
Säma...
n, der...
Un...
ruhe...
sät! B...
eunru...
higung...
weckt...
die...
Kräfte...
Wer...
erst...
einmal...
unruh...
ig w...
urde...
kann...
sich...
nicht...
mehr...
behag...
lich...
im...
Schlamm...
wälze...
n...“

In sol...
chem...
Geiste...
hat...
Romain...
Rolland...
auch...
uns...
heute...
und...
morg...
en, n...
och...
viel...
zu...
sagen.

Walter...
Fabian



Der zwölfte Mann

In Wirtschaft und Industrie gehört der Betriebspsychologe seit langem zum festen Bestand jedes modernen Unternehmens. Er allein kennt die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen dem Exterieur des Arbeitsplatzes und dem seelischen Interieur des Beschäftigten und sorgt mit sanftem Streicheln des Unterschwelligen im Arbeitnehmer für eine Steigerung seiner Tagesleistung. Was der Wirtschaft recht ist, muß dem Sport billig sein, denn auch er ist auf Leistungssteigerung bedacht. Dies sagte sich der Fußballverein Meidericher SV und engagierte als erster deutscher Bundesliga-Klub für teures Geld einen Vereinspsychologen. Das krepelt den ganzen Fußball um. War man bisher gewohnt, einen Spieler

nach seiner äußeren Form zu beurteilen, wird man künftig auch seine seelische Kondition mit einbeziehen müssen. Auch wird der Fußballfan in Zukunft ohne Sigmund Freud nicht mehr auskommen. Entweder er kann eine Zwangsneurose von einer Phobie unterscheiden, oder er wird nicht mehr mitreden können. Mit Tuten und Blasen und „Schiedsrichter pfui!“ ist es nicht mehr getan. Damit konnte man die seelisch verklemmten Spieler einer vergangenen Fußballära anfeuern, die beim Sturm über den grünen Rasen nicht wußten, welche Menge Komplexe sie mit sich herumschleppten. Wieviel Kombinationen mögen in den Eimer gegangen sein, nur weil das Es des Spielers der Kontrolle durch sein Über-Ich vorübergehend entglitten war? Wieviel Tore wurden allein deshalb nicht geschossen, weil im Moment des Schusses irgendeine störende Zwangsassoziation das Unterbewußte des Schützen hemmend überlagerte?

In Zukunft sorgt der Vereinspsychiater dafür, daß solches nicht mehr passieren kann. Der Rest des Jahrhunderts gehört der tiefenpsychologisch durchgewalkten Elf. Folgerichtig wird die Frage des Sportreporters vor Beginn eines Spieles an den Mannschaftskapitän zukünftig nicht mehr lauten: „Wie sind Ihre Jungs heute in Form?“, sondern: „Hat der Seeleningenieur ordentliche Arbeit geleistet, und fühlt sich Ihre Elf hinreichend enthemmt?“ Natürlich kann auch dem Seelenarzt einmal ein Mißgeschick unterlaufen, zum Beispiel wenn er den Mittelstürmer mit der Psychotherapie für eine Agoraphobie behandelt, während eine Therapie gegen Ödipuskomplex das richtige gewesen wäre. Aber das sind Kinderkrankheiten. Weit schwieriger wird es sein, die Gegner zwecks Erhöhung des Reizspiegels bei der eigenen Mannschaft zum Tragen roter Leibchen zu überreden, wenn sie bisher etwa grüne trugen. Oder wer hat

schon bisher auf die Auswirkung Werbung im Stadion auf die Seelenation der Spieler geachtet? Dem dianoer ist es längst klar, daß eine schaft verlieren muß, die die ganze eine riesige Flasche vor Augen hat ein Plakat für Saftwürstchen. Hier noch große ungelöste Probleme, durch eine verständnisvolle Zusammenarbeit zwischen Wirtschaftswerbung Sportveranstaltern zu lösen sein wird. Der Meidericher SV hat dem Fußball Wege gewiesen. Es ist nur eine Frage Zeit, bis jeder Verein seinen festangestellten Psychiater haben wird. Der Fußball ist in die Bereiche des Metaschen vorgestoßen, er befindet sich dem Weg zum Übersinnlichen. Das schauer wird sich darauf einrichten. In Zukunft wird nach einem verlorenen Spiel nicht mehr der Schiedsrichter verprügelt, sondern der Vereinspsychologe.
Gerd Angermann

Allen
Lesern
und
Freunden
ein
gutes
neues
Jahr

Geschäftsleitung
und Redaktion

Foto: Horst Müller